1,40 DM / Band 39
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis



Vernon Graves

Das Horror-Kabinett

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Das Horror-Kabinett

Damona King Nr. 39

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 25.08.1980

Das Horror-Kabinett

Sie waren sieben…

Sie saßen an einem runden Tisch und hielten sich an den Händen. Vor jedem von ihnen stand eine brennende Kerze, deren flackernder Schein den ganz in Schwarz ausgeschlagenen Raum in geheimnisvolles Licht tauchte.

Ihre Mienen waren ernst. Gespannt blickten sie auf die junge Frau, die den Mittelpunkt des Kreises bildete. Diese junge Frau war Caroline Abbot, das Medium.

Caroline Abbot war in tiefer Trance versunken. Blässe überzog das sanfte, hübsche Gesicht. Die dunklen Augen starrten in bodenloses Nichts. Die Lippen zitterten, so als ob sie jeden Augenblick anfangen wollten zu sprechen.

Erwartungsvolle Stille herrschte im Raum. Keiner der Anwesenden sagte ein einziges Wort. Kaum waren die Atemzüge zu vernehmen.

Und dann blitzte es in den Augen Caroline Abbots plötzlich auf.

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich. Die sanften Linien verhärteten sich, wirkten auf einmal grausam und wild. Sekunden später begann das Medium zu sprechen. Mit einer Stimme, die aus den tiefsten Schlünden der Hölle zu kommen schien…

»John, wach auf!«

Ella Singleton schüttelte ihren schlafenden Mann, der grunzend wie ein Bär neben ihr im Bett lag. Aber Jonathan Singleton wälzte sich nur ärgerlich schnaubend auf die andere Seite und schnarchte ungerührt weiter.

Mit zusammengepreßten Lippen setzte sich seine Frau im Bett auf.

Angespannt lauschte sie in die nächtliche Dunkelheit des Schlafzimmers hinein.

Nein, sie hatte sich nicht getäuscht. Da waren Geräusche in einem der Nebenzimmer!

Erneut schüttelte sie ihre schlafende bessere Hälfte. Und diesmal hatte sie Erfolg.

Knurrend fuhr Jonathan Singleton hoch. »Was, zum Teufel, ist denn…«

»Pssst«, machte seine Frau und legte ihm die Hand auf den Mund.

»Was?«

»Leise, John«, flüsterte Ella Singleton. »Da… da ist jemand!«

Ihr eindringlicher Ton ließ Jonathan Singleton seine Schläfrigkeit vergessen. Innerhalb einer Sekunde war er hellwach und nahm ebenfalls eine sitzende Position ein. Aber sosehr er die Ohren auch spitzte, er konnte nichts Außergewöhnliches hören. Nur der Wecker auf dem Nachttisch tickte leise.

»Ich weiß nicht, was du willst«, raunte er. »Es ist doch alles in Ordnung!«

»Nein, John«, erwiderte seine Frau. »Ich bin mir ganz sicher: nebenan ist jemand!«

»Wirklich? Wer sollte denn…«

»Einbrecher!« hauchte Ella Singleton.

»Blödsinn! Du leidest unter Einbildungen, meine Liebe!«

Unwillig wollte sich Jonathan Singleton wieder lang ausstrecken, um weiterzuschlafen. Aber seine Frau hinderte ihn daran.

»John, tu mir den Gefallen und sieh mal nach!«

»Na schön!«

Jonathan Singleton streckte die Hand nach der Nachttischlampe aus und knipste sie an. Dann schlug er die Bettdecke zurück und setzte sich auf die Bettkante.

In diesem Augenblick hörte er etwas…

Das Schlagen eines Fensterflügels!

Sofort war Singleton aufs höchste alarmiert. Von Natur aus war er ein vorsichtiger, ja mißtrauischer Mann. Noch nie hatte er vor dem Schlafengehen vergessen, ganz genau nachzusehen, ob sämtliche Türen und Fenster des Bungalows geschlossen waren. Auch an diesem Abend hatte er seinen Inspektionsgang durch das Haus gemacht. Wenn sich also jetzt ein Fensterflügel bewegte, dann bedeutete das, daß

irgendwer das betreffende Fenster geöffnet haben mußte. Es gab gar keine andere Möglichkeit.

Kurz entschlossen öffnete Singleton die oberste Schublade des Nachttisches. Dort lag sein alter Armeerevolver – sicherlich nicht die modernste Waffe, aber immer noch funktionstüchtig. Es waren nicht nur Nostalgiegründe, die ihn bewogen hatten, das Ding nachts immer in Reichweite aufzubewahren.

Im nächsten Augenblick hatte er den Revolver in der Hand. Es knackte leise, als er den Hahn spannte.

Ella Singleton schlug eine Hand vor den Mund und fing an zu zittern. Ihre Augen waren voller Angst.

»Keine Bange, meine Liebe«, raunte ihr Mann. »Ich mache das schon. Ein alter Haudegen wie ich…«

»Sei vorsichtig, John!« flüsterte die weißhaarige Frau sorgenvoll.

Singleton nickte. Er fühlte sich keineswegs so sicher, wie er sich den Anschein gab. Schließlich war er nicht mehr der Jüngste. Seine aktive Zeit lag schon einige Jährchen zurück. Aber es war nicht nötig, daß Ella etwas von seinen wahren Gedanken erfuhr.

Er knipste die Nachttischlampe wieder aus und erhob sich. Dann schlich er lautlos zur Schlafzimmertür. Einen kurzen Augenblick blieb er noch lauschend davor stehen.

Scheinbar war alles ruhig. Aber Singleton ließ sich dadurch nicht täuschen. Er wußte, was er gehört hatte.

Leise drückte er die Klinke nach unten und schob die Tür auf. Er trat in die Diele hinaus. Der weiche Teppichboden dämpfte den Schritt seiner nackten Füße, als er sich vorsichtig dem Livingroom näherte.

Singleton legte das Ohr gegen die Türfüllung des Wohnzimmers.

Es drang jedoch kein Laut nach draußen. In diesem Raum schien sich niemand aufzuhalten.

Geräuschlos huschte Singleton weiter und blieb vor seinem Arbeitszimmer stehen.

Und diesmal hörte er etwas…

Keine Frage – es befand sich jemand in dem Raum!

Das Herz schlug Singleton bis zum Halse. Gewaltsam mußte er sich zur Ruhe zwingen.

Verdammt noch mal, war er denn ein alter Tattergreis, der sich vor einem lausigen Einbrecher fürchtete?

Nein, das war er nicht!

Mit fester Hand umklammerte er den Revolver. Einen kurzen Moment zögerte er noch. Dann streckte er die Linke nach der Klinke aus und stieß die Tür auf.

Ein Windstoß, der durch das halb geöffnete Fenster hereinkam, traf ihn. Aber diesen nahm er kaum wahr. Sein Hauptaugenmerk galt dem Mann, der vor seinem Schreibtisch stand. Im Lichtschein einer

brennenden Stehlampe konnte er den Eindringling eindeutig erkennen.

Singleton riß den Revolver hoch, legte auf den Mann an.

»Hände hoch, du Strolch!«

Der Eindringling zuckte zusammen. Erst in diesem Augenblick schien er bemerkt zu haben, daß jemand ins Zimmer getreten war.

Er stand mit dem Rücken zu Singleton, machte aber keine Anstalten, der Aufforderung des Hausherren nachzukommen.

»Na, wird's bald?« herrschte dieser ihn an. »Die Flossen hoch, habe ich gesagt!«

Ganz langsam, so wie in Zeitlupe, tat der Mann jetzt, was von ihm verlangt wurde.

»Umdrehen!« kommandierte Singleton. Mit denselben, zeitlupenhaften Bewegungen, die irgendwie marionettenhaft wirkten, drehte sich der Eindringling um.

»Einen Schritt nach vorne!«

Der Fremde gehorchte. Das Licht der Stehlampe fiel jetzt voll auf ihn. Jonathan Singleton konnte ihn in aller Deutlichkeit sehen.

Der Mann war etwa vierzig Jahre alt, mittelgroß und ein bißchen dicklich. Er trug einen gut sitzenden, grauen Business-Anzug, der nicht so aussah, als ob er ihn von der Stange gekauft hatte. Auch das Gesicht war keineswegs das eines typischen Ganoven. Insgesamt machte der Eindringling, durchaus einen seriösen Eindruck. Wenn Singleton ihn in seinem Club kennengelernt hätte, wäre er ihm ohne Zweifel sympathisch gewesen.

Noch etwas fiel Jonathan Singleton auf. Die Gesichtszüge des Mannes waren seltsam verkrampft. Und in seinen Augen lag ein irgendwie geistesabwesender Ausdruck. Hatte der Kerl gehascht oder so was? Eigentlich glaubte Singleton daß nicht, denn der Mann paßte nicht in die Drogenszene. Trotzdem, irgend etwas stimmte mit ihm nicht. Ein normaler Einbrecher sah anders aus.

Singleton räusperte sich, bellte dann: »Wer bist du? Und was suchst du hier?«

Der Mann antwortete nicht, starrte sein Gegenüber nur eigentümlich an.

»Los, antworte!«

Und noch immer sagte der Eindringling kein einziges Wort.

Langsam reichte es Jonathan Singleton. Er hatte inzwischen keinerlei Angst mehr vor dem Einbrecher. Mit dem Revolver in der Hand beherrschte er die Situation ganz souverän.

Glaubte er…

Völlig überraschend jedoch ging der Fremde auf einmal zum Angriff über. Ganz im Gegensatz zu seinen bisher so langsamen Bewegungen duckte er sich blitzschnell. Mit einem wahren Panthersatz stürzte er

sich auf den Hausherren.

Damit hatte Jonathan Singleton nicht gerechnet. Und in seinem gesetzten Alter ließ die Reaktionskraft nach. Bevor er daran denken konnte, den Zeigefinger um den Abzug der Waffe zu krümmen, prallte der andere bereits gegen ihn.

Singleton bekam einen wuchtigen Schlag gegen die Brust, taumelte zurück.

Der Eindringling nutzte seine Chance sofort. Mit hartem Griff umklammerte er den Revolverarm des Hausherrn. Ein Ruck und die Waffe glitt Singleton aus der Hand. Sie fiel auf den Teppich, wo sie unerreichbar für Singleton liegen blieb.

Nicht aber für den Fremden. Der bückte sich und griff nach dem Revolver. Schon hatte er ihn in der Hand. Im nächsten Augenblick zeigte die Mündung drohend auf den Hausherrn.

Jonathan Singleton atmete schwer. »Sie… Sie wollen doch nicht…«

Der Eindringling drückte ab.

Eine grelle Feuerzunge raste auf Singleton zu. Sein Mund öffnete sich zu einem verzweifelten Schrei. Aber er kam nicht mehr dazu, ihn auszustoßen. Ein heftiger Schlag traf seine Brust, gefolgt von einem brennenden, schier unerträglichen Schmerz. Dann wurde es schwarz vor seinen Augen.

Mit starrem Blick sah der Schütze zu, wie sein Opfer zusammenbrach und sich der Teppich rot färbte. Kein Muskel bewegte sich in seinem Gesicht.

Einen Augenblick stand er unbeweglich da. Dann kam wieder Bewegung in ihn. Mit einer achtlosen Geste warf er den Revolver auf den Fußboden. Anschließend huschte er wieder zum Schreibtisch hinüber.

Wenig später hatte er gefunden, was er suchte: ein altes Messer, das Jonathan Singleton als Brieföffner zu benutzen pflegte.

Als eine knappe Viertelstunde darauf die von Ella Singleton alarmierte Polizei eintraf, war der Eindringling längst über alle Berge.

***

Die meisten Leute, die hörten, welchen Beruf Elvin Jones hatte, verzogen belustigt das Gesicht. Aber das machte Jones nicht das geringste aus. Er schämte sich seines Jobs in keiner Weise. Schließlich erfüllten Totengräber eine überaus nützliche Funktion.

Zugegeben, der Job wurde nicht besonders gut bezahlt. Jones war jedoch ein ziemlich anspruchsloser Mensch, der nicht allzuviel vom Leben erwartete. Er hatte sein Auskommen, und das reichte ihm.

Außerdem wohnte er mietfrei. Daß sein Domizil aus den rückwärtigen Räumen der Leichenhalle bestand und auf dem Friedhofsgelände lag, kümmerte ihn nicht. Ja, er empfand das sogar

als Vorteil. Die himmlische Ruhe gefiel ihm. Und die Bäume und Sträucher des Friedhofs gaben ihm die Illusion, mitten in einem blühenden Park zu wohnen.

Jeden Abend machte Jones einen ausgedehnten Spaziergang über das Friedhofsgelände. Nicht weil er irgendwelche Nachtwächterpflichten zu erfüllen hatte. Auf einem Friedhof gab es nichts zu bewachen. Nein, es machte ihm einfach Spaß, zwischen den Gräbern entlangzuwandern und den stillen Frieden des Gottesackers zu genießen.

Auch an diesem Abend ging Jones nicht von seiner lieb gewordenen Gewohnheit ab. Er hatte nach dem Abendessen ein paar Flaschen Bier getrunken und fühlte sich ein bißchen benommen. Die frische Luft würde ihm gut tun.

So war es dann auch. Als Jones die im Dunkeln liegenden Kieswege entlangschritt, spürte er, wie er zusehends wieder einen klaren Köpf bekam.

Es war eine schöne, klare Nacht. Ein bißchen windig vielleicht, aber für einen Mann, der den größten Teil seines Lebens im Freien zugebracht hatte, durchaus angenehm. Der Mond stand voll am Himmel und warf seinen fahlen Schein auf Grabsteine und Kreuze.

Auf die meisten Menschen hätte die Szenerie gespenstisch gewirkt.

Nicht jedoch auf Elvin Jones. Für ihn hatten Tote, Gräber und das ganze Drumherum längst ihren Schauder verloren.

Im gemächlichen Spazierschritt näherte sich der Totengräber der nördlichen Region des Civic Cemetery. Dies war der älteste Teil des gesamten Friedhofsgeländes. Der Zahn der Zeit hatte unerbittlich an den Gräbern genagt. Die meisten von ihnen waren verwildert, da sich niemand mehr um sie kümmerte. Wer dort begraben lag, wußten vermutlich nur noch verstaubte Akten und Register in den Kellern der Friedhofsverwaltung.

Jones liebte diesen Teil des Friedhofs nicht sonderlich. Die ungepflegten, von Unkraut überwucherten Grabstätten stimmten ihn traurig. Aus ganz bestimmten Gründen. Er besaß keine Verwandten mehr und auch keine engen Freunde. Wenn er einmal tot war, würde ihm niemand nachtrauern. Und er konnte sich lebhaft vorstellen, daß sein eigenes Grab in kürzester Zeit ebenso trostlos aussehen würde wie die vergessenen letzten Ruhestätten des Nordteils.

Schon wollte er abbiegen, um zu den gepflegten Grabanlagen im Westen hinüberzuwandern, als er plötzlich stutzte.

Bewegte sich dort vorne nicht etwas?

Elvin Jones blieb stehen. Er kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

Ja, es bestand kein Zweifel. In etwa zwanzig bis dreißig Yards Entfernung konnte er ein paar dunkle Schatten ausmachen. Die schwachen Lichtverhältnisse reichten nicht aus, ihn Einzelheiten

erkennen zu lassen. Aber er war sich doch ziemlich sicher, daß es sich nicht um ein paar Büsche handelte, mit denen der Wind spielte. Der Teufel sollte ihn holen, wenn das keine Menschen waren.

Aber was, zur Hölle, machten die Leute da zu spätabendlicher Stunde?

Jones wollte es wissen. Nach Schließung der Friedhofstore war dies alles hier sein Reich. Kein Außenstehender hatte zu dieser Zeit das Recht, sich auf dem Friedhofsgelände aufzuhalten.

Mit energischen Schritten ging Jones auf die schattenhaften Gestalten zu. In wenigen Augenblicken war er so nahe heran, daß er mehr als verschwommene Umrisse erkennen konnte.

Sein erster Eindruck bestätigte sich. Es waren Menschen – zwei Männer, wie er jetzt zweifelsfrei feststellen konnte.

Und was taten sie?

Verständnislos schüttelte Jones den Kopf. Wenn ihn nicht alles täuschte, dann waren die beiden dabei, mit Hilfe von Schaufeln eins der verwilderten Gräber aufzubuddeln.

Zorn stieg in Jones auf. Grabschändung war in seinen Augen ein unverzeihliches Verbrechen.

Na wartet, murmelte er leise vor sich, euch werde ich es zeigen!

Energisch ging er weiter. Der Kies des Weges knirschte unter seinen Füßen. Dennoch nahmen die Grabschänder keine Notiz von ihm. Sie waren vollkommen in ihre Arbeit vertieft.

Jetzt war Elvin Jones bis auf wenige Schritte heran. Und noch immer bemerkten die beiden Männer ihn nicht. Allerdings hörten sie in diesem Moment auf, Erdreich auszuheben. Einer der beiden warf die Schaufel aus der Hand, kletterte über den aufgeschichteten Erdhaufen und sprang in die Grube hinein. Jones sah, wie in dem Loch eine Taschenlampe aufblinkte.

Ihm reichte es jetzt. Was zu weit ging, das ging zu weit. Er durfte nicht zulassen, daß die Ruhe der Toten auf diese unverschämte Art und Weise gestört wurde.

Er trat noch ein paar Schritte vor. An seiner rechten Schläfe pulste empört eine Ader.

»Was geht hier vor?« herrschte er den Mann an, der noch oben stand.

Der Mann fuhr herum – mit abgehackten Bewegungen. Er kam Elvin Jones vor wie ein Roboter in einem Science-Fiction-Film. Eine Antwort gab er nicht, starrte den Totengräber nur schweigend an. In diesem Augenblick kam der zweite Mann wieder zum Vorschein. Er kletterte aus der Grube heraus.

Jones sah, daß er irgend etwas in der Hand hielt. Ein längliches Tuch oder einen Schal, wenn er sich nicht irrte. Selbst bei den beschränkten Lichtverhältnissen konnte er erkennen, daß der Stoffetzen völlig verdreckt war. Alles sprach dafür, daß er seit langen, langen Jahren

im Grab gelegen hatte.

Die Aufmerksamkeit, die er dem Mann aus der Grube widmete, rächte sich. Er hatte dabei den zweiten Kerl außer acht gelassen. Das nutzte dieser aus.

Mit zwei schnellen Schritten war er bei Jones. Er hatte seine Schaufel noch in der Hand, schwang diese jetzt wie eine Keule. Der Totengräber bekam einen wuchtigen Schlag ab, der ihn seitlich am Kopf traf.

Vor Schmerz und Überraschung schrie Jones laut auf. Er spürte, daß die Haut aufgeplatzt war. Blut trat aus der Wunde hervor und floß ihm über die Wange.

Da traf ihn der zweite Hieb mit der Schaufel.

Er torkelte wie ein Betrunkener, ging in die Knie. Vor seinen Augen drehten sich bunte Kreise, und er hatte das Gefühl, als würde sein Schädel jeden Augenblick zerspringen. Der Schmerz beherrschte sein Bewußtsein so sehr, daß er nicht einmal mehr daran dachte, um Hilfe zu rufen.

Und schon schlug der Mann mit der Schaufel zum dritten Mal zu.

Elvin Jones taumelte zurück, stolperte dabei über den ausgehobenen Erdhaufen. Er verlor den Boden unter den Füßen. Wild ruderte er mit den Armen in der Luft herum. Aber es gelang ihm nicht, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Hilflos kippte er hintenüber und stürzte mit dem Kopf zuerst in die Grube hinein.

Der Aufschlag war hart. Dennoch verlor der Totengräber die Besinnung nicht.

Er spürte etwas Hartes unter sich – die Fragmente eines zerbrochenen, vermoderten Sarges. Und vielleicht auch die Knochen des Menschen, den man hier einst zur letzten Ruhe gebettet hatte.

Panik überkam Jones. Er riß alle Kräfte zusammen und mühte sich hoch. Die Grube war nicht allzu tief. Wenn er die Arme ausstreckte, konnte er den oberen Rand des Erdlochs erreichen. Hektisch krallte er die Hände in die Erde und fing an, sich nach oben zu ziehen.

Weit kam er nicht. Die beiden Grabschänder waren wachsam. Der Mann mit der Schaufel schlug ihm auf die Finger.

Der Schmerz lähmte den Totengräber regelrecht. Er verlor den Halt, fiel wieder in die Grube hinein.

Und diesmal kam er nicht wieder auf die Füße.

Erdreich prasselte auf ihn herab – Schaufel um Schaufel…

***

Oberinspektor Watkins blickte von den Akten hoch, als seine Sekretärin das Zimmer betrat.

»Ja, Miss Cormick?«

»Da ist jemand, der Sie sprechen möchte«, sagte das ältliche, aber

ungemein tüchtige Mädchen. »Ein Reporter.«

Watkins überlegte, ob er sich verleugnen lassen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Scotland Yard hatte zur Zeit sowieso nicht den besten Ruf bei der Presse. Warum sollte er da noch zusätzlich Öl aufs Feuer gießen?

»In Ordnung, Miss Cormick«, sagte er deshalb. »Schicken Sie den Mann rein.«

»Sofort, Sir!«

Die Sekretärin ging. Wenige Augenblicke später war der Pressemensch zur Stelle.

Der Mann war etwa vierzig Jahre alt und erinnerte mehr an einen Geschäftsmann als an einen Reporter. Er trug ein paar Pfund Übergewicht durch die Gegend, was ihm irgendwie etwas Gemütliches verlieh. Sein Gesicht paßte nicht ganz zu diesem Eindruck. Es war auffallend blaß und wirkte verschlossen. Die Augen sahen ein bißchen glasig aus. Watkins hielt es für möglich, daß sein Besucher ein bißchen zu tief ins Glas geschaut hatte.

»Guten Tag, Mr…?«

»Allister«, sagte der Mann, »George Allister.«

Der Inspektor stellte sich ebenfalls vor und deutete dann einladend auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. »Setzen Sie sich doch, Mr. Allister.«

Der Besucher nahm Platz.

»Von welcher Zeitung kommen Sie?« wollte Watkins wissen.

»Daily Observer.«

»Daily Observer?« echote der Inspektor. »Ist nicht Lew Crane der Kriminalreporter des Observer?«

Allister nickte. »Ganz recht. Ich gehöre allerdings der Feuilleton-Redaktion an.«

»Aha, deshalb kenne ich Sie also nicht.« Watkins zündete sich eine Zigarette an. »Nun, wenn es nicht um einen Kriminalfall geht – was kann ich denn für Sie tun?«

»Oh, es geht schon um einen Kriminalfall. Allerdings um einen, der schon einige Zeit zurückliegt. Unsere Zeitung bringt in Kürze eine Serie unter dem Arbeitstitel ›Die größten Verbrechen unseres Jahrhunderts‹, verstehen Sie?«

Es kostete Watkins einige Mühe, ein amüsiertes Lächeln zu unterdrücken. Seine Ahnung, daß der Besucher einen über den Durst getrunken hatte, schien sich zu bestätigen. Allister sprach langsam und gestelzt, fast monoton, so als ob er sich anstrengen mußte, die richtige Formulierung zu finden. Nach Alkohol roch er allerdings nicht.

Na ja, vielleicht hatte er sich die Zähne geputzt, bevor er sich auf den Weg zu Scotland Yard machte.

»Für welchen Fall interessieren Sie sich denn?« erkundigte sich der

Oberinspektor.
»Für den Fall Kev Shackleton!«
Unangenehm berührt verzog Watkins das Gesicht. Ausgerechnet Kev Shackleton! Er erinnerte sich nur höchst ungern an diesen Fall, obwohl er ihn seinerzeit selbst bearbeitet und schließlich auch geklärt hatte.
Kev Shackleton war ein irrer Psychopath gewesen, der als ›Liebespaarmörder‹ in die Kriminalgeschichte eingegangen war. Zweiundzwanzig junge Menschen waren dem Unhold zum Opfer gefallen.
Shackleton hatte sie mit seiner Pistole umgebracht.
»Konnten Sie sich keinen sympathischeren Verbrecher aussuchen?« fragte Watkins seinen Besucher. »Einen normalen Bankräuber oder Hochstapler, zum Beispiel?«
Allister zuckte die Achseln. »Sagen Sie das meinem Chefredakteur, Inspektor.«
»Na schön, was wollen Sie wissen?«
Der Zeitungsmensch beugte sich vor. »Ich habe gehört, daß die Mordwaffe, die Shackleton bei seinen Verbrechen benutzte, im Kriminalmuseum von Scotland Yard aufbewahrt wird.«
»Ganz recht. Es handelt sich um eine deutsche Walther-Pistole.«
»Könnte ich die mal besichtigen?«
Watkins runzelte die Stirn. »Wozu soll das gut sein?«
»Ich möchte mir gerne einen Eindruck aus erster Hand verschaffen, wenn Sie wissen, was ich meine.«
Der Oberinspektor wußte nicht so genau, was sein Gegenüber meinte. Aber im Grunde genommen war ihm das auch gleichgültig.
Wenn Allister Shackletons Pistole sehen wollte – warum nicht? Das Kriminalmuseum war jedem Interessierten zugänglich.
Er erhob sich hinter seinem Schreibtisch. »Kommen Sie. Mr. Allister. Gehen wir in den Ausstellungsraum.«
Wenig später hatten die beiden Männer das polizeieigene Museum erreicht. Es handelte sich um zwei große Räume, in denen zahllose stumme Zeugen spektakulärer Verbrechen aufbewahrt wurden.
Waffen vor allem, aber auch jede Menge anderer Gegenstände, die findige Übeltäter zu Mordwerkzeugen umfunktioniert hatten, Kleidungsstücke, Gebrauchsutensilien aller Art, Bücher, Schriftstücke und so weiter, und so fort.
Die Pistole lag zusammen mit einigen anderen Schußwaffen in einem Glaskasten. Ein unscheinbares Ding, dem man nicht ansehen konnte, wieviel Leid und Unglück es angerichtet hatte.
Ein eigentümlicher Glanz, der den Oberinspektor überraschte, trat in die Augen des Reporters, als er die Walther des irren Mörders betrachtete.

»Kann man sie mal in die Hand nehmen?« fragte er.
Watkins schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen«, sagte er kategorisch. »So etwas ist grundsätzlich nicht gestattet.«
Mehr und mehr gewann er den Eindruck, daß sich der Zeitungsmensch ein bißchen sehr für die Sache engagierte, über die er in seinem Blatt schreiben sollte.
»Schade«, sagte Allister mit eigenartiger Betonung, »wirklich sehr schade.«
Wie von ungefähr griff er in die Innentasche seines Jacketts, drehte sich dann ruckartig um.
Watkins, der gerade dabei war, sich eine neue Zigarette anzuzünden, traten fast die Augen aus dem Kopf, als er sah, was der Reporter da auf einmal in der Hand hielt.
Einen Totschläger!
Gedankenschnell ließ der Oberinspektor Zigarettenpackung und Feuerzeug fallen. Aber er kam trotzdem nicht mehr dazu, Abwehrstellung einzunehmen.
Wie eine zuschnappende Schlange flog die Hand Allisters nach vorne. Instinktiv nahm Watkins den Kopf zurück. Dennoch konnte er nicht vermeiden, daß ihn das mit Gummi umhüllte Bleirohr am Kopf traf.
Es war kein Volltreffer. Aber der Schlag reichte doch aus, um den Oberinspektor augenblicklich benommen zu machen. In seinem Schädel brummte es wie in einem Bienenstock. Er sah den Reporter, der offensichtlich wahnsinnig geworden war, nur wie durch einen dichten, dunklen Schleier.
Und wieder schwang Allister den Totschläger. Und diesmal traf er genau.
Watkins klappte zusammen wie ein Taschenmesser und verlor augenblicklich das Bewußtsein.
Als er eine gute halbe Stunde später wieder zu sich kam, befand er sich noch immer in dem Museumsraum – allein.
Obgleich ihm speiübel war, schaffte er es, im Handumdrehen auf die Füße zu kommen. Sein erster Blick galt der Glasvitrine. Sie war zertrümmert.
Und die Pistole Shackletons fehlte…
Der Oberinspektor fluchte so laut, wie er noch niemals in seinem Leben geflucht hatte.

***

Jim Webster von der Wach- und Schließgesellschaft Security zog seine nächtliche Runde.
Sein Job war es, mehrere Häuserblocks in der Kante Mayfair Place und Berkeley Street zu bewachen. Dazu gehörten eine Reihe von Büros, ein paar Geschäfte, das Lager einer

Geschenkartikelgroßhandlung und Madame D.'s Wachsfigurenkabinett. In regelmäßigen Abständen kontrollierte Webster, ob Türen und Fenster seiner Schutzobjekte noch vorschriftsmäßig verschlossen und unversehrt waren.

Ab und zu ging er auch stichprobenmäßig in diese oder jene Räumlichkeit hinein, um im Inneren nach dem Rechten zu sehen.

Die Arbeit machte Webster nicht allzuviel Spaß. Viel lieber wäre er in seinem erlernten Beruf als Schmied tätig gewesen. Aber heutzutage war der Bedarf an Schmieden gering. Und da sich Webster mit seinen fünfundfünfzig Jahren noch nicht alt genug für das Rentnerdasein fühlte, hatte er sich bei der Security beworben. Dort hatte man ihn gerne genommen, denn er war groß und kräftig und konnte allein schon durch seine Statur potentiellen Übeltätern die Lust an einem Anschlag auf seine Schutzobjekte nehmen.

Die Rechnung der Security war bisher aufgegangen. Seit Webster seinen Dienst versah, hatte es im Komplex Mayfair und Berkeley keinen einzigen Einbruch gegeben. Ein paarmal hatte der ehemalige Schmied Ärger mit Betrunkenen oder Halbstarken gehabt, aber das war es auch schon gewesen.

Auch heute rechnete Jim Webster nicht damit, daß etwas geschehen würde. Es war unangenehm windig und nieselte leicht. Bei diesem Wetter hielt sich niemand sonderlich gerne draußen auf. Und morgens um drei schon gar nicht. Der Schein der Straßenlaternen umfaßte keinen einzigen Menschen. Und die Schrittgeräusche, die hörbar waren, stammten von Webster selbst.

Mit gemächlichen Schritten setzte der Wächter seinen Patrouillengang fort. Er erreichte das Gebäude der Geschenkartikelgroßhandlung, stellte fest, daß dort alles in Ordnung war. Anschließend bog er um die Ecke zur Berkeley Street.

Und da stutzte er plötzlich.

In der Vorhalle des Eingangs von Madam D.'s Wachsfigurenkabinett konnte er zwei dunkle Gestalten ausmachen.

Passanten, die sich die ausgestellten Bilder ansahen? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Webster beschleunigte seinen Schritt, eilte auf den Eingang des Kabinetts zu. Noch etwas mehr als zehn Yards, dann würde er am Ziel sein.

Die beiden Gestalten, die seinen Argwohn erweckt hatten, kamen ihm entgegen. Sehr hastig, ganz so, als ob sie etwas zu verbergen hätten. Es waren zwei Männer, wie Webster jetzt erkannte. Der eine von ihnen hielt eine Aktentasche in der Hand.

Am Fuß der breiten Treppe, die zur Vorhalle hinaufführte, traf Webster mit den beiden zusammen.

»Einen Moment, die Herrschaften«, sagte er.

Die Männer beachteten ihn gar nicht, wollten sich blitzschnell an ihm vorbeidrücken.

Aber das konnten sie mit Webster nicht machen. Der Wächter griff reaktionsschnell zu, erwischte den einen am Unterarm.

»Immer hübsch langsam, mein Freund«, sagte er. »Zuerst wollen wir mal feststellen…«

Da griff der zweite Mann an. Ohne jede Vorwarnung hämmerte er Webster seine Faust in die Rippenpartie. Der Schlag war hart und gut gezielt. Für eine Sekunde blieb dem Wächter die Luft weg.

Diese Sekunde nutzte der andere Mann, um sich gewaltsam loszureißen. Aber Webster hatte die Wirkung des Schlages bereits überwunden. Erneut packte er energisch zu. Er bekam die Aktentasche des Mannes zu fassen. Und er verfügte über große Körperkräfte, auch noch in seinem fortgeschrittenen Alter. Der andere konnte zerren wie er wollte, Webster hielt die Aktentasche fest.

Der Mann erkannte jetzt, daß er gegen Websters Kräfte machtlos war. Er ließ die Aktentasche los.

Webster rechnete nun damit, daß sich die beiden Männer gemeinsam auf ihn stürzen würden. Aber das war nicht der Fall. Statt dessen rannten sie plötzlich los. In Sekundenschnelle bogen sie um die Straßenecke und entschwanden aus dem Blickfeld des Nachtwächters.

Verblüfft starrte Webster hinter ihnen her. Daß sie die Aktentasche im Stich lassen würden, hatte er nicht erwartet.

Das ganze Intermezzo hatte kaum länger als eine halbe Minute gedauert. Kein Mensch in der Nachbarschaft war darauf aufmerksam geworden. Nach wie vor blieb alles ruhig.

Achselzuckend ging Jim Webster auf die breite Eingangstür des Wachsfigurenkabinetts zu. Hatten die beiden Kerle versucht, einzubrechen? Nun, das würde er gleich wissen.

Er holte seine Taschenlampe hervor und knipste sie an. Dann ließ er den Lichtkegel herumwandern.

Auf den ersten Blick konnte er nichts feststellen. Der Glaskasten der Kassenloge war unversehrt. Und die Eingangstür sah ebenfalls intakt aus. Als Webster den Lichtkegel jedoch auf das Schloß richtete, stellte er unverwechselbare Kratzspuren fest. Die Kerle hatten also wirklich versucht, in das Kabinett einzudringen. Er war wohl gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um sie daran zu hindern.

Wahrscheinlich hatten die Burschen ihr Einbruchswerkzeug in der Aktentasche. Webster öffnete sie, um sich zu überzeugen.

Seine Augen wurden groß, als er sah, was sich tatsächlich in der Tasche befand. Kein Einbruchswerkzeug, wohl aber ein paar Utensilien nicht minder zweifelhafter Zweckbestimmung: eine Pistole, ein langes Messer und ein schlingenförmig zusammengelegtes Tuch.

Dieses Tuch war es, das Webster leise vor sich hin fluchen ließ. Er

hatte sich die Wachsfiguren im Kabinett sehr oft angesehen, kannte jede einzelne von ihnen sozusagen im Schlaf. Deshalb war er auf Anhieb in der Lage, das Tuch richtig einzuordnen. Wie das Messer und die Pistole auch war es ein Mordinstrument. Der finstre indische Sektenmörder Govind Thakur, dessen Figur im Kabinett stand, pflegte damit seine Opfer zu erwürgen.

Alles sprach dafür, daß die Kerle das Tuch aus dem Kabinett gestohlen hatten. Und das Messer und die Pistole vermutlich auch. Die Mordinstrumente mochten von Butcher-Jim, Jack the Ripper, Al Capone oder einem anderen Wachsunhold stammen.

Die Gründe? Webster machte sich darüber keine Gedanken. Ihn berührte in diesem Zusammenhang lediglich die Tatsache, daß jemand widerrechtlich ins Kabinett eingedrungen war. In eins der Objekte, das man seinem Schutz unterstellt hatte. Er fühlte sich persönlich tief getroffen. Das Gefühl versagt zu haben, verursachte ihm Magenschmerzen.

Wütend preßte er die Lippen zusammen. Er mußte feststellen, was die Kerle im Kabinett alles angestellt hatten. Vielleicht war noch viel mehr gestohlen worden, als er ahnte.

Webster fingerte den Schlüsselbund aus der Tasche, an dem auch der Schlüssel des Wachsfigurenkabinetts hing. Dieser Bund war ein Beweis des Vertrauens, das die Auftraggeber in ihn setzten. Und nun hatte er dieses Vertrauen schmählich enttäuscht. Im Geiste sah er schon die Entlassungspapiere vor sich, die ihm sein Boß mit bösem Gesicht in die Hand drückte.

Wenig später hatte er die Glastür geöffnet. Er trat ein und schloß hinter sich wieder ab. Dann tastete er nach dem Schalter und stellte die Beleuchtung an.

Abweichend vom Wachsfigurenkabinett ihrer etwas berühmteren Kollegin beschränkte sich das Etablissement der Madame D. auf Schauer- und Horrorgestalten. Staatsmänner, Künstler, berühmte Wissenschaftler und ähnlich erbauliche Gestalten suchte der Betrachter hier vergebens. Dafür wurden ihm aber menschliche und unmenschliche Ungeheuer in reichlicher Zahl geboten. Solche, die wirklich gelebt hatten, und auch solche, die ihre Existenz lediglich der Phantasie verdankten. Und alle präsentierten sich in möglichst naturgetreuer Umgebung – Fürst Dracula in seinem Grabgewölbe, Frankensteins Monster auf dem Labortisch, Jack the Ripper beim Mädchenmorden, Robespierre an der Guillotine, Adolf Hitler in Auschwitz, und so weiter, und so fort.

Am Tag während der Öffnungszeit des Gruselkabinetts wurden alle diese makabren Figuren durch raffinierte Lichteffekte, Tonbandgeräusche und elektronisch gesteuerte Bewegungsabläufe auf unheimliche Art und Weise in Szene gesetzt. Und selbst jetzt, in ihrem

inaktiven Zustand, hätten sie furchtsamen Gemütern Entsetzensschauer den Rücken hinuntergejagt. Wachspuppen hin, Wachspuppen her – sie wirkten gespenstisch und hinterließen unwillkürlich den Eindruck, als würden sie jeden Augenblick zu grauenhaftem Leben erwachen.

Jim Webster jedoch ließ die unheimliche Atmosphäre kalt. Er hatte die Figuren schon zu oft gesehen. Sie waren für ihn nichts anderes als die Kartons in der Geschenkartikelgroßhandlung nebenan.

Auf dem schnellsten Weg begab er sich zur Figur des Sektenkillers Govind Thakur. Und dort atmete er auf. Der wächserne Mörder hielt sein Würgetuch in der Hand. Das Tuch in der Aktentasche konnte also nicht von ihm stammen.

Webster machte einen Rundgang durch das ganze Gruselkabinett.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Soweit er es beurteilen konnte, fehlte keinem der Unholde eine Pistole oder ein Messer. Was die Duplikate für eine Rolle spielten, blieb ihm unklar. Er hielt es für das beste, die Utensilien mit nach Hause zu nehmen und die ganze Sache zu vergessen.

Genauso machte er es dann auch.

***

Damona King war aufrecht erschüttert, als sie die Nachricht las. Die Teetasse in ihrer Hand zitterte und drohte, ihr aus den Fingern zu gleiten.

Mike Hunter, der ihr am Frühstückstisch gegenüber saß, entging ihre Betroffenheit nicht.

»Schlechte Nachrichten?« fragte er teilnahmsvoll.

Wortlos reichte ihm Damona die Karte mit dem schwarzen Trauerrand hinüber. Mike nahm sie entgegen und las.

Ein Mann namens Jonathan Singleton, wohnhaft in London, war gestorben. Der Name sagte ihm nichts. In jedem Fall gehörte der Verstorbene nicht der internationalen Finanz- und Industriewelt an.

In der kannte sich Mike als Generalbevollmächtigter des weltweiten King Konzerns inzwischen bestens aus.

Fragend blickte er Damona an. »Wer ist… war dieser Jonathan Singelton?«

»Ein alter Freund meines Vaters«, gab das schwarzhaarige Mädchen mit bedrückter Stimme Auskunft. »Vor gar nicht allzu langer Zeit, als ich noch in London studierte, habe ich die Singletons oft besucht.«

»Tja«, machte Mike Hunter, »wir müssen alle mal sterben.«

Gedankenvoll blickte Damona vor sich hin. »Ich verstehe es nicht. Jonathan Singleton war einer der gesündesten Menschen, die man sich vorstellen kann. Mit seinen sechzig Jahren nahm er es noch mit den meisten jüngeren auf. Wieso ist er auf einmal tot?«

»Vielleicht hat er einen Unfall gehabt?«

»Vielleicht… ja.«

Das Frühstück schmeckte Damona nicht mehr. Der Tod des alten Freundes war ihr auf den Magen geschlagen.

Einige Augenblicke blieb sie noch sinnend am Tisch sitzen. Dann stand sie auf und ging zum Telefon hinüber.

Die Nummer der Singletons hatte sie noch im Kopf. Sie nahm den Hörer ab und wählte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis auf der anderen Seite jemand abnahm. Endlich – Damona wollte schon wieder auflegen – meldete sich eine brüchige Frauenstimme.

»Singleton.«

Damona erkannte die Stimme sofort.

»Tante Ella, ich bin’s, Damona! Ich habe gerade Deine Karte bekommen und bin… Herzliches Beileid, Tante Ella!«

»Danke, Kind! Ich…« Die weiteren Worte Ella Singletons gingen in einem tiefen Schluchzen unter.

Die nächste Minute verbrachte Damona damit, begütigend auf die alte Frau einzusprechen. Erst dann konnte sie fragen, wie Jonathan Singleton gestorben war.

»John ist… ermordet worden!« preßte seine Frau hervor.

»Ermordet?« Damona konnte es kaum fassen. »Warum, um Gottes willen? Und von wem?«

»Von einem Einbrecher!«

Nach und nach erfuhr Damona die ganze tragische Geschichte. Jonathan hatte einen Einbrecher überrascht und war von diesem in die Brust geschossen worden – mit seinem eigenen Revolver. Einen Tag hatte er noch gelebt. Dann war er der schweren Verletzung erlegen.

»Aber was hat der Verbrecher bei euch gesucht?« fragte Damona.

»Ich weiß es auch nicht«, erwiderte Ella Singelton weinerlich. »Er hat nichts gestohlen. Nur Johns Brieföffner hat er mitgehen lassen. Sonst fehlte nichts.«

»Dieses Messer, das angeblich einst dem berüchtigten Mörder Jack the Ripper gehört haben soll?«

»Ja.«

Damona überlegte. Jonathan Singleton hatte das geheimnisumwitterte Messer vor Jahren bei einem obskuren Antiquitätenhändler gekauft. Weniger weil er einen Hang zum Morbiden hatte, sondern mehr aus Jux. Außerdem hatte er selbst nicht wirklich daran geglaubt, daß das Messer tatsächlich aus dem unbekannten Nachlaß Jack the Rippers stammte. Konnte es sein, daß irgend jemand, der die makabre Mordwaffe für echt hielt, deswegen bei den Singletons eingedrungen war?

Ausschließen konnte man das wohl nicht. Die Sammlerwut mancher Leute, war erschreckend. Für ausgesprochene Raritäten riskierten Fanatiker glatt ihr Leben. Oder das eines anderen Menschen!

»Gibt es schon Anhaltspunkte, wer der Täter war?« erkundigte sich Damona.

»Ich glaube nicht«, erwiderte Ella Singleton. »John war zwar noch in der Lage, der Polizei eine Personenbeschreibung zu geben. Aber bisher habe ich noch nichts wieder von Scotland Yard gehört.«

Damona nahm sich vor, mit dafür zu sorgen, daß der Mörder Jonathan Singletons dingfest gemacht wurde. Sie hatte das Gefühl, das dem Freund ihres Vaters schuldig zu sein. Und vielleicht konnte sie mit ihren Hexenkräften etwas tun, falls die Polizei nicht weiterkam.

Sie unterrichtete Ella Singleton von ihrem Entschluß und erkundigte sich anschließend, wer den Fall bearbeitete.

»Ein Inspektor Cooper«, sagte die alte Frau.

Damona spürte, daß das Gespräch anfing, Ella Singleton anzustrengen. Deshalb sagte sie noch einige tröstende Worte und beendete das Telefonat dann.

Mike hatte schon einiges mitbekommen und konnte sich den Rest zusammenreimen.

»Du willst der Sache nachgehen?« fragte er.

Damona nickte entschlossen. »Wenn wir das nächste Mal in London sind, werde ich mich bei Scotland Yard nach dem Stand der Dinge erkundigen. Bist du mit von der Partie?«

»Ehrensache«, sagte Mike.

***

Die Notwendigkeit, nach London zu reisen, ergab sich für Damona und Mike schon am nächsten Tag. Ein Telefonanruf Romano Tozzis, der eine ganz überraschende Vorstandssitzung einberufen hatte, war der Anlaß dazu.

Die Geschicke des King Konzerns lagen bei Tozzi, dem überaus fähigen General Manager, in den besten Händen. Der gebürtige Italiener führte die weltweiten Geschäfte der milliardenschweren Holdinggesellschaft mit Umsicht und beinahe genialem Geschick. Aber es gab geschäftliche Situationen, in denen nur die Konzernerbin, Damona, selbst die letzte Entscheidung treffen konnte. Ihr Freund und Generalbevollmächtigter Mike unterstützte sie dabei.

So war es auch im Falle der Firma Brown & Cie.

Brown & Cie waren ein großes Karosseriewerk in Liverpool. Die Aktien der Firma befanden sich gegenwärtig im ausschließlichen Besitz des britischen Staates. Im Zuge ihrer Reprivatisierungsmaßnahmen wollte die konservative Regierung die Gesellschaft wieder in privatwirtschaftliche Hände überführen. Nun

wurde ein potenter und seriöser Käufer gesucht. Es war fast selbstverständlich, daß die Aktien von Brown & Cie auch dem King Konzern, einer der renommiertesten englischen Firmen überhaupt, angeboten worden waren.

Und das zu einem überaus verlockenden Kurs.

So wohl sich Damona und Mike auf King's Castle im schottischen Hochland auch fühlten, sie mußten die Idylle in den Highlands verlassen und sich in die britische Metropole an der Themse begeben.

Damona und Mike nahmen an der Vorstandssitzung teil, die in der Konzernverwaltung in der King's Road stattfand. Die führenden Köpfe des King Konzerns redeten sich die Köpfe heiß, wogen das Für und das Wider gegeneinander ab.

Mike Hunter war es schließlich, der mit einer klugen Frage die Entscheidung vorbereitete. Er erkundigte sich, wieviel Arbeitsstunden in den vergangenen Jahren durch organisierte und wilde Streiks verlorengegangen waren. Die Zahl war, wenn auch reichlich versteckt, in den Prüfungsunterlagen enthalten. Und sie erreichte eine derartig schwindelnde Höhe, daß selbst die glühendsten Verfechter eines Ankaufs von Brown & Cie erbleichten. Wenig später war der Erwerb des Karosserieunternehmens kein Thema mehr. Sollte sich doch die Konkurrenz an den Streitwütigen die Zähne ausbeißen.

Ansonsten standen nur noch Routineangelegenheiten auf der Tagesordnung der Vorstandsrunde. Damona und Mike zogen es vor, die weiteren Diskussionen den Männern zu überlassen, die teuer dafür bezahlt wurden.

In einem kleinen, aber exquisiten Spezialitätenrestaurant in der Nähe von Westminster aßen sie zu Mittag. Und während sie den Nachtisch verspeisten, Birne Helene nach Art des Hauses, fiel Damona ein, daß sie beinahe etwas vergessen hätte.

»Bevor wir nach Schottland zurückkehren, muß ich noch etwas erledigen!«

Mike blickte von seiner Birne hoch. »So? Willst du mich feuern, weil ich dir den triumphalen Einstieg ins Automobilgeschäft vermiest habe?«

»Dafür würde ich dich höchstens zum General Manager befördern«, erwiderte Damona lächelnd. »Nein, es geht um etwas ganz anderes. Du erinnerst dich an den Namen Jonathan Singleton?«

»Oh ja, diese Mordsache!«

»Ganz recht. Ich hatte mir vorgenommen, mich darum zu kümmern. Und das werde ich jetzt auch tun.«

»Wir gehen zu Scotland Yard?«

»Ja! Außerdem werde ich natürlich auch der Witwe einen Besuch abstatten.«

Das Gebäude von New Scotland Yard lag nicht weit von dem Lokal

entfernt: Damona und Mike konnten bequem zu Fuß hingehen.

Am Ziel angekommen verlangten sie, Inspektor Cooper zu sprechen. Dabei erfuhren sie jedoch, daß inzwischen ein Oberinspektor namens Watkins den Fall Singleton bearbeitete.

Watkins empfing sie in seinem Arbeitszimmer. Er war ein vierschrötiger Mann mit den Gesichtszügen einer nicht ganz gezähmten Bulldogge. Aber nicht sein Gesicht war das Auffälligste an ihm. Diese Ehre gebührte einem überdimensionalen Kopfverband, der unwillkürlich an einen Turban erinnerte.

»Sie haben sachdienliche Angaben im Falle Singleton zu machen?« erkundigte er sich hoffnungsvoll, nachdem er den beiden Besuchern auf zwei harten Stühlen Platz angeboten hatte.

»Nicht eigentlich«, gab Damona zu.

Anschließend nannte sie die tatsächlichen Gründe ihres Kommens.

Die Miene Watkins wurde dienstlich. »Aus privatem Interesse sind Sie also hier! Tja, Sie werden verstehen, daß ich Ihnen keinen Einblick in ein laufendes Ermittlungsverfahren geben kann. Scotland Yard ist schließlich kein Auskunftsbüro, nicht wahr?«

Lächelnd schaltete sich Mike ein. »Tanzen Sie gerne, Mr. Watkins?«

»Wie?« Watkins Augenbrauen schnellten verständnislos in die Höhe.

»Ich habe gehört, bei der letzten Weihnachtsfeier von Scotland Yard wurde eifrig getanzt.«

»Na und?«

»Wie wurde die Feier finanziert – aus Steuergeldern?«

»Wo denken Sie hin?« entrüstete sich der Oberinspektor. »Betriebsfeiern werden ausschließlich aus Spenden finanziert. Es gibt nämlich Leute, die kein gespaltenes Verhältnis zur Polizei haben und deren Arbeit zu würdigen wissen.«

»Der King Konzern, zum Beispiel.«

»Zum Beispiel, ja!«

Mikes Lächeln verstärkte sich. »Dann sollten sie etwas freundlicher und zuvorkommender zu Miss King sein, meinen Sie nicht?«

Watkins blickte erst Mike, dann Damona an. »King«, murmelte er. »Sie… sind die Chefin des King Konzerns?«

»So ist es«, nickte Damona.

Der Oberinspektor wurde fast verlegen. »Entschuldigen Sie, Miss King, das habe ich nicht gewußt. Unter diesen Umständen… Was wollen Sie wissen?«

Das Eis war gebrochen. Weniger wohl wegen der Spende zur Weihnachtsfeier, sondern ganz einfach deshalb, weil Damona King als Boß eines milliardenschweren Multis zu den einflußreichsten Persönlichkeiten Englands gehörte. Und eine solche Persönlichkeit wollte sich der Oberinspektor sicherlich nicht zum Feind machen.

»Haben Sie schon eine Spur von dem Täter?« erkundigte sich

Damona, ohne weiter auf das kleine Vorgeplänkel einzugehen.

Watkins machte ein grimmiges Gesicht. »Ich kenne den Täter!«

»Sie haben ihn bereits?« erwiderte Damona erfreut.

»Leider nicht, Miss King.«

»Das verstehe ich nicht. Sagten Sie nicht gerade…«

»Sie haben meine Worte falsch interpretiert. Ich sagte, daß ich ihn kenne, nicht, daß ich ihn habe! Hier…« Watkins deutete auf seinen Kopfverband, »… das habe ich dem Kerl zu verdanken!«

Mike und Damona tauschten einen verständnislosen Blick. Der Oberinspektor schnappte ihn auf und lachte kurz.

»Schwer zu begreifen, was? Nun; ich will Sie nicht auf die Folter spannen.«

»Wir bitten darum«, warf Mike ein.

Watkins nickte. »Kürzlich hatte ich Besuch von einem angeblichen Reporter, der vorgab, einen Artikel über den berüchtigten Mörder Kev Shackleton schreiben zu wollen. Der Mann bekundete bei unserem Gespräch Interesse für die Pistole Shackletons, die im Kriminalmuseum des Yard aufbewahrt wurde.«

»Wurde?« hakte Mike sofort ein.

»Richtig«, sagte Watkins. »Der Mann, von dem ich sprach, schlug mich nämlich anläßlich einer Besichtigung der Pistole nieder, nahm die Waffe Shackletons an sich und verschwand damit.«

»Sehr peinlich«, kommentierte Mike trocken.

Watkins sagte nichts zu dieser Bemerkung. Aber ihm war doch deutlich anzumerken, daß ihm die Peinlichkeit des Vorfalls sehr wohl bewußt war.

Die Überlegungen Damonas konzentrierten sich auf das Sachliche.

Ihr schnell arbeitender Verstand zählte sofort eins und eins zusammen und kam zu einer Schlußfolgerung.

»Der Mann, der Sie überfallen, und derjenige, der Jonathan Singleton auf dem Gewissen hat, sind also identisch«, stellte sie fest.

»Ja«, bestätigte der Oberinspektor.

»Woher wissen Sie das?« fragte Mike zweifelnd. »Nur weil in zwei Fällen die Waffe eines Mörders gestohlen wurde? Okay, man kann Vermutungen anstellen, daß die beiden Täter identisch sind. Ein verrückter Sammler *wäre* denkbar, der in seiner Sammelwut über Leichen geht. Aber kann man mit hundertprozentiger Sicherheit davon ausgehen?«

»Ich glaube schon«, antwortete Watkins. »Bevor Jonathan Singleton starb, konnte er meinem Kollegen Cooper noch eine Personenbeschreibung seines Mörders geben. Sie deckt sich weitgehend mit dem Äußeren des Kerls, der mich niedergeschlagen hat. Ich persönlich habe nicht den geringsten Zweifel, daß es sich um denselben Mann handelt. Und hier im Haus geht man ebenfalls davon

aus. Darum wurde mir auch die Bearbeitung des Falles übertragen.«

»Gibt es schon Anhaltspunkte, wer der Mann sein könnte?« wollte Damona wissen.

Watkins zuckte mit den Schultern. »Ich hatte nicht den Eindruck, daß es sich um einen Berufsverbrecher handelt. Folglich haben wir den Mann auch in keinem unserer Poesiealben. Mr. Hunters Spekulation, daß wir es mit einem verrückten Sammler zu tun haben könnten, habe ich auch schon angestellt. Ich habe ein Phantombild des Täters erstellen lassen, das zur Zeit von mehreren Kollegen bei Antiquitätenhändlern und auf Flohmärkten herumgereicht wird. Bis jetzt ist jedoch nichts dabei herausgekommen.«

»Darf ich dieses Phantombild mal sehen?« bat Damona.

»Sicher, warum nicht?«

Der Oberinspektor öffnete eine Schublade seines Schreibtischs und holte eine in Schwarzweiß gehaltene Porträtzeichnung hervor.

»Bitte sehr, Miss King.«

Damona nahm das Phantombild entgegen. Gemeinsam mit Mike studierte sie es.

Das Gesicht des abgebildeten Mannes wirkte keineswegs wie das eines typischen Gewaltverbrechers. Es war etwas dicklich und die Augen sahen ein bißchen stechend aus, stießen den Betrachter jedoch nicht ab.

»Sie kennen den Mann nicht zufällig?« fragte Watkins.

»Sorry.«

»Na ja, solche Zufälle gibt es ja wohl auch nicht.«

Damona blickte den Oberinspektor an. »Sie haben sicherlich zahlreiche Kopien des Bildes anfertigen lassen. Kann ich das hier vielleicht behalten?«

»Sicher, nur… Was wollen Sie denn damit, Miss King?«

»Nun«, lächelte Damona, »vielleicht läuft mir der Mann doch über den Weg.«

Watkins’ Miene bewölkte sich leicht. »Sie wollen selbst Detektiv spielen?«

Klar, daß ihm dies nicht paßte. Polizisten haßten nichts mehr als Amateure, die ihnen ins Handwerk pfuschten. Watkins konnte ja nicht wissen, daß Damonas natürliche Fähigkeiten, ein Verbrechen aufzuklären, weitaus größer waren als seine eigenen. Aber er durfte von ihren Hexenkräften nichts erfahren, über die nur Eingeweihte Bescheid wußten.

Sie gab deshalb eine ausweichende: Antwort und flüchtete sich in vage Andeutungen. Dennoch blieb dem Mann von Spotland Yard kaum etwas anderes übrig, als ihr das Bild zu überlassen. Schließlich wollte er die Herrin des King Konzerns, die Scotland Yard so schöne Weihnachtsfeiern ermöglichte, nicht verärgern.

Wenig später verabschiedeten sich Damona und Mike. Watkins' Versprechen, sie sofort zu benachrichtigen, wenn der Fall einer Lösung zutrieb, nahmen sie mit.

***

»Einen Sari? Bitte sehr, die Dame! Ich habe einige wunderschöne Stücke da. Direkt aus Bombay. Und natürlich handgewebt!«

Diensteifrig wieselte Ram Kumar hinter der Ladentheke seines Geschäfts hin und her. Er entnahm diversen Fächern einige Saris und breitete sie vor der Kundin aus.

»Sind sie nicht prächtig? Sie werden in ganz London keine besseren finden.«

Kaum ein Wort, das Ram Kumar sagte, entsprach den Tatsachen.

Man konnte viel schönere Saris in London kaufen. Zwar, kamen seine wirklich aus Bombay. Aber es handelte sich um billige Massenware, die keineswegs handgewebt, sondern maschinell hergestellt wurde. Kumar sah der Kundin jedoch mit Kennermiene an, daß sie keine Ahnung hatte. Sie war eine typische Neureiche, die alles kaufte, was viel Geld kostete, und sich dann einbildete, daß sie etwas ganz Erlesenes erworben hatte. Solche Typen waren seine Spezialität. In den zehn Jahren, in denen er seinen Original Indian Shop nun schon führte, hatte er gelernt, mit ihnen umzugehen. Und das hatte sich ausgezahlt für ihn. Aus dem armen Schlucker, der vor dreißig Jahren aus Indien eingewandert war, war ein erfolgreicher Geschäftsmann geworden.

Die Kundin betrachtete die ausgebreiteten Saris mit unentschlossener Miene.

»Sie sind alle sehr hübsch«, stellte sie fest. »Aber… ich kann mich nicht entscheiden.«

Kumar deutete auf ein flammend rotes Tuch mit kitschigem Ornamentschnickschnack.

»Wie wäre es mit diesem, Madam? Ich bin überzeugt, es steht Ihnen hervorragend. Gestatten…«

Er kam hinter dem Ladentisch hervor, nahm den Sari und umhüllte die Kundin damit. Die Frau, ohnehin nicht gerade eine Konkurrentin um den Preis der Schönheitskönigin, sah darin aus wie eine Vogelscheuche. Aber das kümmerte Kumar keinen Deut. Scheinbar entzückt klatschte er in die Hände.

Ein weiterer Kunde betrat den Laden. Kumar nickte ihm jedoch zunächst nur flüchtig zu und murmelte eine Begrüßung. Bevor er sich dem Mann zuwandte, mußte er erst einmal dieser Frau einen Sari andrehen.

»Phantastisch!« rief er aus. »Madam sehen aus wie eine leibhaftige Apsarase!«

Die Kundin runzelte die Stirn. »Apsa… was?« Vielleicht hielt sie Apsarasen für zweifelhafte Mädchen oder so was in dieser Richtung.

»Apsarasen sind Elfen«, beruhigte Kumar sie, ohne rot dabei zu werden.

Die Schmeichelei ging der Frau runter wie Öl. Sie drehte sich wie ein Pfau.

»Glauben Sie wirklich?«

Kumar legte die Hand aufs Herz. »Würde ich es sonst sagen?«

Die Kundin trat vor den Spiegel und betrachtete sich von allen Seiten. Zum Glück war es draußen auf der Straße dunkel, und auch im Laden herrschte eine recht schummrige Beleuchtung. So genau konnte die Frau gar nicht erkennen, wie entsetzlich sie aussah. Aber wahrscheinlich hätte ihr auch bei guten Sichtverhältnissen das klare Urteilsvermögen gefehlt.

»Gut«, sagte sie, während sie sich aus dem Sari wieder herausschälte, »ich nehme ihn.«

Kumar deutete einen Kratzfuß an. »Sie haben einen ausgezeichneten Geschmack, Madam!«

Er nahm das Tuch an sich und packte es ein.

»Was bin ich Ihnen schuldig?«

»Einhundertundfünfundzwanzig Pfund«, sagte Kumar schamlos.

Ohne mit der Wimper zu zucken holte die Kundin ihr Portemonnaie hervor und blätterte den geforderten Wucherpreis auf den Tisch. In jedem dritten Kaufhaus hätte sie den gleichen Sari für einen Bruchteil der Summe haben können.

Wenig später ging die Frau. Kumar konnte sich dem neuen Kunden zuwenden. »Der Herr wünschen?«

Der Mann, der in der Nähe des Eingangs stehengeblieben war, antwortete nicht. Er trat an die Tür und drehte den Schlüssel herum, der von innen steckte.

Ram Kumar runzelte die Stirn. Was glaubte der Bursche, wer er war? Ein unangenehmer Gedanke kam ihm. Und wenn der Mann vom Gewerbeaufsichtsamt war? Er hatte die übliche Ladenschlußzeit mal wieder um Stunden überschritten. Fast alle Shopbesitzer taten das in dieser Kante vor Soho. Die Behörde kümmerte sich höchst selten darum, aber es war natürlich trotzdem nicht gestattet.

Oder aber – Kumar bekam einen Schreck, als er daran dachte – bei dem späten Besucher handelte es sich um einen Gangster, der es auf die Ladenkasse abgesehen hatte!

Während der Mann noch an der Tür stand, tastete Kumars Hand unter der Ladentheke unauffällig nach dem malaiischen Kris, den er dort verborgen hielt. Auch wenn es ein paar Jährchen her war, seit er zuletzt mit einer Waffe gekämpft hatte – helfen konnte er sich immer noch. Was man einmal gelernt hatte, das vergaß man nicht so schnell.

Wenn der Fremde ein Räuber war, dann sollte er sich noch wundern.

Jetzt wandte der Mann der Tür den Rücken zu und kam mit langsamen Schritten zur Ladentheke herüber. Da erkannte Kumar, daß er einen Landsmann vor sich hatte.

Er entspannte sich und legte den Dolch wieder aus der Hand. Von einem Inder hatte er kaum etwas zu befürchten. Auch daß dieser die Tür abgeschlossen hatte, beunruhigte ihn eigentlich nicht mehr. Es kamen immer wieder Landsleute, die irgendein Geschäft mit ihm machen wollten, von dem Außenstehende besser nichts erfuhren.

Inzwischen stand der Fremde vor ihm.

Zum ersten Mal sah Kumar sein Gesicht richtig.

Und war geschockt.

Das… das gibt es doch nicht! dachte er. Nein, er mußte sich irren.

Govind Thakur war tot, vor mehr als zwanzig Jahren erschossen. Er war selbst dabeigewesen, als man ihn auf dem Friedhof begraben hatte.

In der Tat, der Besucher sah Thakur verblüffend ähnlich. Aber natürlich konnte er es nicht sein.

Hörbar stieß Kumar die Luft, die er unwillkürlich angehalten hatte, wieder aus.

»Sie wünschen?« fragte er reserviert.

Der Mann, der aussah wie Govind Thakur, blickte ihm tief in die Augen.

Ram Kumar fröstelte. Bei Durga, der Bursche hatte denselben stechenden, zwingenden Blick, den damals Thakur gehabt hatte!

»Warum so förmlich, Ram?« ergriff der Besucher zum ersten Mal das Wort. »Kennst du mich nicht mehr?«

Eiskalt lief es Kumar den Rücken hinunter. Bei Durga, auch die Stimme, scharf wie ein Opfermesser, stimmte.

»Ich… kann mich nicht erinnern«, erwiderte er unsicher. »Müßte ich denn?«

»Ich glaube schon, Ram!«

Er *war* es!

Kumar hatte jetzt keinen Zweifel mehr. Das Aussehen, die Stimme, das ganze Auftreten – Govind Thakur war von den Toten auferstanden!

Mit entsetzten Augen starrte der Händler sein Gegenüber an, zitternd an allen Gliedern. Er wollte etwas sagen, aber da war ein Kloß in seiner Kehle, der ihn daran hinderte. Der lebende Tote trat noch einen Schritt näher. Aus seinen Augen sprühte ein unheiliges Feuer.

»Du bist ein Verräter«, sagte er mit eisiger Stimme. »Du schmähst die Götter und vergleichst dürre englische Weiber mit den Apsarasen! Du lebst in Saus und Braus, was eines Shaiva unwürdig ist! Du bist den Wegen unseres Herrn Shiva untreu geworden!«

Bei Durga, dachte Ram Kumar, er ist noch derselbe Fanatiker, der er damals war.

»Govind«, stieß er hervor, wobei ihm so richtig bewußt wurde, wie ungeheuerlich es war, daß er hier mit einem längst Begrabenen eine scheinbar normale Unterhaltung führte. »Die Zeiten haben sich geändert. Wir sind hier nicht mehr in Indien. Wir sind…«

»Schweig!« donnerte Thakur. »Du bist ein Verräter! Und darum wirst du jetzt sterben – im Namen unseres Herrn Shiva und seiner hehren Gemahlin Durga!«

»Govind…«

Der lebende Tote hörte nicht mehr zu. Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte er auf einmal ein kunstvoll verschlungenes Tuch in der Hand. Ein Tuch, das Ram Kumar nur zu gut kannte.

Die Schlinge des Todes!

Govind Thakur meinte es ernst. Kumar wußte, daß es um sein Leben ging.

Todesangst stieg in ihm auf. Gleichzeitig aber auch der Wille, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Seine Hand fuhr wieder unter die Ladentheke, packte den malaiischen Kris.

Der lebende Tote hatte offenbar nicht damit gerechnet, daß er selbst angegriffen würde. Als Kumars Rechte nach vorne zuckte, war er nicht vorbereitet. Bis zum Heft bohrte sich der gewundene Dolch in seine Brust.

Aber Kumar konnte sich keines Sieges erfreuen. Mit hervorquellenden Augen starrte er auf den Kris, der genau dort steckte, wo das Herz saß. Die tödliche Verletzung machte Thakur nicht das geringste aus. Fast lässig zog er den Dolch aus seiner Brust und schleuderte ihn achtlos in eine Ecke.

»Das… das gibt es doch nicht!« stammelte Kumar.

Für eine Sekunde stand er da wie erstarrt. Dann kam wieder Bewegung in ihn.

Govind Thakur war kein normaler Mensch! Man konnte ihn nicht mit herkömmlichen Mitteln bekämpfen.

Flucht!

Nur dieser Gedanke beherrschte Ram Kumar jetzt noch. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Kumar kam genau drei Schritte weit. Dann spürte er die Schlinge des Todes an seinem Hals.

Ein paar Augenblicke später spürte er nichts mehr.

***

Nach der Unterredung mit Oberinspektor Watkins fuhren Damona und Mike zum Bungalow der Singletons hinaus.

Es war ein Besuch, der Damona sehr an die Nieren ging. Sie erkannte Ella Singleton kaum wieder. Die ältere Frau, die Zeit ihres Lebens ein heiterer Mensch gewesen war, hatte sich völlig verändert. Heiterkeit und Lebenslust waren dahin. Der gewaltsame Tod ihres Mannes hatte sie innerlich und äußerlich zerbrochen. Und natürlich konnten Damonas aufrecht empfundenen Beileidsbekundungen an ihrer tiefen Depression nichts ändern. Ella Singleton war nicht in der Lage, sich mehr als ein mattes, gequältes Lächeln abzuringen.

Von ihrem Naturell her war Damona warmherzig und großzügig.

Sie hatte stets Verständnis für die kleinen und großen Schwächen ihrer Mitmenschen. Und sie war auch jederzeit bereit zu verzeihen.

Gefühle wie Haß oder Vergeltungssucht waren ihr fremd.

Was jedoch den Mörder Jonathan Singletons anging… Wenn sie seine Witwe so ansah, dann stiegen Empfindungen in ihr auf, die sie gar nicht an sich kannte. Sie würde alles daransetzen, den Verbrecher zu fassen!

In der ersten Zeit hatten Damona und Mike immer im Hotel gewohnt, wenn sie sich in London aufhalten mußten. Auf die Dauer wurde das jedoch ziemlich lästig. Deshalb hatten sie sich unmittelbar an den Victoria Embankment Gardens eine komfortable Penthousewohnung gekauft. Von der geräumigen Terrasse aus hatten sie einen herrlichen Blick auf die gepflegte Grünanlage und die dahinter fließende Themse.

An diesem Abend jedoch hatte Damona kein Auge für die Szenerie. Sie war mit etwas ganz anderem beschäftigt.

Sie saß in einem gemütlichen Sessel und hatte auf den Knien das Phantombild des Mörders von Jonathan Singleton liegen.

»Was hast du vor?« fragte Mike Hunter.

Der Freund Damonas hockte auf einem Schemel an der Zimmerbar und tat sich an einem alten Scotch gütlich.

»Psst«, machte Damona. »Stör mich jetzt nicht. Ich muß mich konzentrieren!«

»'schuldigung«, murmelte Mike und widmete sich achselzuckend wieder seinem Whisky.

Damona betrachtete das Bild.

Mit ihren übersinnlichen Hexenkräften hatte sich in jüngster Zeit ein Wandel vollzogen. Bis zum Tod ihrer Eltern war ihr gänzlich unbekannt gewesen, daß sie überhaupt über solche verfügte. Anfänglich war es ihr nur dann gelungen, das Erbe ihrer Mutter erfolgreich einzusetzen, wenn sie sich in akuter Lebensgefahr befand. Später schaffte sie es auch schon des öfteren in besonderen Streßsituationen. Und jetzt brachte sie es mitunter bereits fertig, Hexenkräfte zu mobilisieren, wenn sie es nur wollte. Die Voraussetzung außergewöhnlicher Umstände mußte nicht mehr unbedingt gegeben sein.

Sie konzentrierte sich auf das Bild, prägte es sich so fest ein, daß sie es auch ganz detailliert vor sich hatte, wenn sie nicht hinsah.

Dann schloß sie die Augen, um auch die kleinste Ablenkung vollkommen auszuschließen.

Wer war der Mann, den das Bild darstellte? Und wo lebte er? Das waren die Fragen, auf die es ankam.

Mit der rechten Hand umschloß Damona den schwarzen Hexenstein, den sie an einem kleinen Kettchen auf ihrer Brust trug. Diesen Stein hatte sie von ihrer verstorbenen Mutter bekommen. Der direkte Kontakt mit dem magischen Utensil verstärkte normalerweise ihre übersinnlichen Kräfte beträchtlich.

So war es auch diesmal…

Das Bild des Mörders stand plastisch vor ihrem geistigen Auge.

Plötzlich begann es, sich zu bewegen. Es schwebte davon wie ein Blatt im Wind.

Damonas inneres Auge war nicht an Raum und Zeit gebunden. Es hatte keine Mühe, dem entweichenden Phantombild zu folgen.

Das Konterfei des Mörders war ein körperloser Schemen. Es durchdrang die Fensterscheibe, glitt hinaus auf die Terrasse. Niemand außer Damona konnte es sehen.

Einen Augenblick hing der Schemen wie unschlüssig in der Luft.

Dann setzte er sich, von Damonas Hexenkräften getrieben, wieder in Bewegung.

Er verließ das Haus, schwebte über die Victoria Embankment Gardens, wurde dabei schneller und schneller.

Unter ihm sah Damona jetzt das dunkle Band der Themse dahingleiten. Dann war das andere Ufer erreicht.

Und weiter flog der Schemen, einem Vogel gleich. Häuserreihe folgte Häuserreihe. Damona mußte sich ungeheuer konzentrieren, um die Orientierung nicht zu verlieren. Sie war froh, als sie Waterloo Station erkannte. Der Bahnhof war ein unverwechselbarer Anhaltspunkt.

Der Stadtteil Southward folgte. Damona orientierte sich jetzt an den Hauptverkehrsstraßen – Waterloo Road, Blackfriars Road, Southward Bridge Road, Borough High Street.

Über den Häusern schwebte der Schemen dahin, verfolgt von Damonas innerem Auge.

Jetzt wurde er wieder langsamer, sank nach unten, trieb auf ein ganz bestimmtes Haus zu.

Im letzten Augenblick gelang es Damona, ein Straßenschild zu entziffern.

Guy Street!

Und schon durchdrang der Schemen die mit gelben Klinkersteinen verkleidete Außenwand des Gebäudes. In Höhe des dritten Stockwerks, wenn sich Damona nicht täuschte.

Dann materialisierte der Schemen in einem Zimmer – in einem Schlafzimmer.

Damonas magisches Auge sah zwei Menschen, die im Bett lagen und schliefen – einen Mann und eine Frau.

Der Schemen schwebte auf den Mann zu, senkte sich auf ihn hinab, wurde eins mit seinem Gesicht.

Und dieses Gesicht war unzweifelhaft dasselbe wie auf dem Phantombild!

Damona ließ den Hexenstein los, öffnete die Augen. Die Blicke Mikes ruhten auf ihr.

»Mein Gott«, sagte der Freund, »du sahst aus, als ob du weit, weit fort gewesen seist!«

Damona lächelte. »So weit nun auch wieder nicht.« Sie erhob sich aus ihrem Sessel.

»Ich habe noch einen kleinen Besuch zu machen«, sagte sie. »Begleitest du mich?«

Mike Hunter stellte sein Whiskyglas auf die Bar. »Wen besuchen wir denn?« erkundigte er sich.

»Den Mörder Jonathan Singletons«, erwiderte Damona fast heiter.

»Was hattest du denn gedacht?«

»In gewissen Dingen«, sagte Mike trocken, »überlasse ich das Denken lieber dir!«

***

Der Beruf, den Jane Baker ausübte, gehörte nicht zu den angesehensten der Welt. Aber ihr Gewerbe hatte Tradition. Jane Baker war das, was Gentlemen als Asphaltschwalbe zu bezeichnen pflegten. Es gab viele Leute, die sie mit drastischeren Ausdrücken belegt hätten.

Aber mit denen wollte sie nichts zu tun haben. Sie zog es vor, sich ausschließlich mit Gentlemen abzugeben.

Aus diesem Grunde hatte sie auch die Gegend um den St. James's Square zu ihrem Jagdgebiet gemacht. Die vornehmen Clubs dort wimmelten nur so von vornehmen Herrschaften, die den Abend ganz gerne mit einem kleinen Abenteuer krönten.

Jane Baker hatte dezente Berufskleidung angelegt – den Rock nicht zu kurz, die Absätze nicht zu hochhackig, den Pullover nicht zu eng.

Trotzdem wußte jeder Kenner, der ihrer ansichtig wurde, sofort Bescheid. Die Art und Weise, in der sie langsam den Bürgersteig entlangstöckelte, ließ gewiß nicht die Vermutung aufkommen, daß sie nur einen kleinen Spaziergang machte.

Mehrere Leute kamen ihr entgegen. Junge Männer, die laut und nicht ganz nüchtern lachten. Jane Baker packte ihr Täschchen fester.

Durchaus möglich, daß die Burschen sie gleich anpöbeln würden.

Solche Typen kamen sich dabei unwahrscheinlich großartig vor.

Ein paar Augenblicke später war sie auf gleicher Höhe mit den jungen Leuten. Und schon passierte das, was sie erwartet hatte.

Ein langhaariger Typ mit abgewetzter Lederjacke trat ihr in den Weg und blieb breitbeinig vor ihr stehen.

»Na, Baby, wie wär's denn mit uns beiden?«

Der Bursche grinste unverschämt und legte dabei eine häßliche Zahnlücke frei.

»Laß mich vorbei, du Drecksack!« zischte Jane Baker.

Dröhnend lachte der Ledertyp auf. »Habt ihr gehört, was die kleine Nutte zu mir gesagt hat?«

Die anderen hatten inzwischen einen Halbkreis gebildet. Helles Vergnügen spiegelte sich in ihren Halbstarkengesichtern.

»Laß dir nichts gefallen, Josh!« hetzte einer von ihnen.

Der Kerl mit der Lederjacke streckte die Hand aus, um nach dem Mädchen zu greifen.

Aber Jane Baker war nicht erst seit gestern im Geschäft. Sie wußte sich zu helfen. Sie schwang ihre Handtasche und klatschte sie dem Zudringlichen voll ins Gesicht.

Der knurrte wie ein gereizter Tiger. »Na warte, du Schlampe, das sollst du mir büßen!«

Gehetzt blickte sich Jane Baker auf der Straße um. Verdammt, kam denn keiner, der ihr helfen konnte?

Der Ledertyp packte sie jetzt mit der rechten Hand am Arm. Dann holte er mit der anderen aus, um sie ins Gesicht zu schlagen.

»Hilfe!« schrie Jane Baker gellend. »Hilfe!«

Sie sah ein Auto, daß in gemächlichem Tempo Carlton Gardens entlanggefahren kam. Auch den Halbstarken entging der Wagen nicht. Der Schläger ließ die erhobene Hand wieder sinken. Aber er hielt das Mädchen nach wie vor fest.

Mit einem Ruck riß sich Jane Baker los. Gleichzeitig schrie sie wieder um Hilfe.

Und das, was sie erhofft hatte, trat ein. Das Auto blieb neben ihr und ihren Plagegeistern stehen. Der Fahrer drehte das Seitenfenster nach unten.

»Helfen Sie mir, Sir!« rief Jane Baker laut. »Diese Ganoven wollen mir Gewalt antun!«

Der Mann am Steuer schob den Kopf durch das Fenster. Er sah nicht aus wie ein Gentleman. Aber das war Jane Baker im Moment völlig gleichgültig.

Die Halbstarken glotzten Wagen und Mann an. Offenbar wußten sie nicht so recht, wie sie sich jetzt verhalten sollten.

Der Fahrer sagte kein einziges Wort, musterte die Typen nur mit kalten Augen. Dann öffnete er, immer noch schweigend, die Beifahrertür und bedeutete Jane Baker mit einer kurzen

Kopfbewegung einzusteigen.

Das Mädchen beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen. Sie bedachte die Halbstarken noch mit ein paar Schimpfwörtern und schlug dann die Tür von innen zu.

Der Mann am Steuer legte den Gang ein und fuhr los. Der Ledertyp und seine Kumpane blieben zurück wie bestellt und nicht abgeholt.

Jane Baker atmete tief auf.

»Vielen Dank, Sir!« sagte sie. »Das war riesig nett von Ihnen. Wer weiß, was die Schufte mit mir angestellt hätten, wenn Sie nicht gekommen wären.«

Der Mann warf ihr einen prüfenden Seitenblick zu, sagte aber noch immer nichts.

Jane Baker betrachtete ihn jetzt etwas näher. Nein, er war kein Gentleman. Die Kleidung, die er trug, sah recht abgetragen aus. Und sein Gesicht, daß ihr merkwürdig alterslos vorkam, wirkte irgendwie brutal und gewöhnlich.

Und noch etwas fiel ihr auf: eine eigentümliche Starre der Gesichtszüge. Kein einziger Muskel schien sich darin zu bewegen. Außerdem war seine Hautfarbe ungewöhnlich bleich. Sie gehörte von Natur aus nicht zu den ängstlichen Menschen. Dennoch fühlte sie sich ausgesprochen unbehaglich in der unmittelbaren Nähe ihres Retters. Auf unerklärliche Weise flößte ihr der Mann unterschwellige Furchtgefühle ein.

Der Wagen fuhr jetzt Waterloo Place hinunter. Gleich würde er Pall Mall erreichen.

»Sie können mich an der nächsten Ecke aussteigen lassen«, sagte Jane Baker.

Ihr Wunsch, möglichst schnell wieder aus dem Wagen herauszukommen, wurde stärker und stärker. Zum ersten Mal sagte der Mann jetzt etwas. Und was er sagte, klang nicht gerade freundlich.

»Du bist ‘ne Dirne, stimmt’s?« fragte er wie beiläufig.

Normalerweise schämte sich Jane Baker ihres Jobs nicht. Jetzt jedoch verleugnete sie ihn.

»Aber nein«, erwiderte sie. »Wie kommen Sie denn darauf? Ich bin… Studentin. Habe nur einen kleinen Abendspaziergang gemacht, verstehen Sie?«

»Du bist ‘ne Nutte!« stellte der Mann abermals fest. »Brauchst mich gar nicht anzulügen. Ich kenne deinen Typ!«

Unwillkürlich stieg Trotz in Jane Baker auf. »Und wenn ich eine wäre! Stört Sie das, Mister?«

Pall Mall war erreicht. Aber der Fahrer machte keine Anstalten, anzuhalten. Er bog rechts ein und fuhr weiter in Richtung Trafalgar Square.

»Ja«, sagte er ganz ruhig, »es stört mich. Ich kann Nutten auf den Tod

nicht leiden! Ich hasse sie sogar!«

»Ach wirklich?« Jane Baker zwang sich zu einem kurzen Auflachen, das sich in ihren eigenen Ohren schrill anhörte. »Warum denn, wenn ich fragen darf?«

»Meine Frau war auch eine Hure«, antwortete der Mann. »Sie hat mich betrogen und hintergangen. Tagaus, tagein, bis ich sie…«

»Bis Sie die Scheidung eingereicht haben«, nahm ihm Jane Baker das Wort aus dem Mund.

Der Mann am Steuer schüttelte den Kopf. »Scheidung? Nein! Das wäre keine gerechte Strafe für sie gewesen!«

Bei allem, was er sagte blieb sein Gesicht weiterhin völlig ausdruckslos. Und dieser Umstand ließ Jane Bakers Unbehagen einem neuen Höhepunkt zustreben.

Sie räusperte sich. »Wie… wie haben Sie Ihre Frau denn bestraft?« fragte sie mit belegter Stimme.

»Sie hat die Strafe bekommen, die sie verdiente. Sie wird meine Kreise nicht mehr stören – nie mehr!«

Jane Baker erschrak zutiefst. Völlig gleichmütig hatte der Mann diesen furchtbaren Satz ausgesprochen. Ganz so, als habe er lediglich die Uhrzeit genannt.

»Sie scherzen!« stieß das Mädchen hervor.

Aber noch während sie das sagte, spürte sie instinktiv, daß der Mann ihr nichts vormachte, daß er die pure Wahrheit gesagt hatte.

Ja, er hatte seine Frau umgebracht!

Ein Wahnsinniger! schoß es ihr durch den Kopf. Ein irrer Mörder!

Und ausgerechnet zu dem mußte sie ins Auto steigen…

»Lassen Sie mich raus!« verlangte sie heftig. »Sofort!«

Sie konnte nicht vermeiden, daß sich ein hysterischer Unterton in ihre Stimme schlich.

»Nein!« antwortete der Mann mit einer Kälte, die Jane Baker frösteln ließ.

Er fuhr ungerührt weiter. Das Bahnhofsgelände von Charing Croos kam in Sicht. Dann zwang ihn eine rote Ampel, stehenzubleiben.

Jane Baker wollte ihre Chance nutzen. Blitzschnell streckte sie Hand nach dem Türgriff aus. Aber sie war trotzdem nicht schnell genug. Die Linke des Mannes schoß auf sie zu und umklammerte ihren Oberarm wie ein Schraubstock.

»Hier geblieben, Hure!« zischte er.

Jane Baker wollte laut losschreien. Aber die Angst schnürte ihr regelrecht die Kehle zu. Es gelang ihr nicht, auch nur einen einzigen Ton hervorzubringen.

Die Ampel sprang auf Grün, und der Mann ließ den Wagen wieder anrollen.

Das Mädchen verlegte sich jetzt aufs Flehen. »Bitte, lassen Sie mich

doch…«

Der Mann ließ ihren Arm los und schlug ihr dann wie nebenbei mit dem Handrücken auf den Mund.

»Gib Ruhe oder.« Drohend ließ er den Rest des Satzes in der Luft hängen.

Jane Baker sagte nichts mehr, wimmerte nur leise vor sich hin. Sie wußte nicht, was der Wahnsinnige mit ihr vorhatte. Aber sie ahnte, daß es etwas Schreckliches sein würde.

Der Wagen passierte jetzt den Haupteingang von Charing Cross.

Menschen strömten hervor, keine zehn Yards von Jane Baker entfernt und doch unendlich weit weg. Niemand schenkte dem Wagen auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Niemand achtete auf das Mädchen, das zitternd auf dem Beifahrersitz saß.

Der Mann steuerte den Wagen jetzt zur Rückfront des Bahnhofs.

Diese war unbeleuchtet, und auch die Straßenlaternen standen nur noch vereinzelt. Um diese Zeit war der Personen- und Autoverkehr praktisch nicht existent.

Jane Bakers Angst stieg ins Unermeßliche. Sie bebte am ganzen Körper.

Dann hielt der Mann an. Er stellte den Motor ab und löschte die Scheinwerfer.

Weit und breit ließ sich kein Mensch blicken. Einzige Lichtquelle war die Leuchtreklame eines Hotels, das jedoch mindestens hundert Yards entfernt lag.

Noch einmal wagte Jane Baker einen Fluchtversuch. Sie schaffte es sogar, die Wagentür aufzubekommen. Nach draußen kam sie jedoch nicht. Unerbittlich hielt sie der Mann fest.

Jane Baker traten fast die Augen aus dem Kopf, als sie sah was der Wahnsinnige plötzlich in der Hand hielt.

Ein Messer!

Matt glänzte die Klinge im schwachen Licht.

»Nein!« keuchte das Mädchen voller Entsetzen. »Bitte, ich habe Ihnen doch nichts getan!«

»Stirb, Hure!« zischte er. Dann hob er das Messer.

Als das Mädchen kein Lebenszeichen mehr von sich gab, schaltete er die Innenbeleuchtung des Wagens ein. Er nahm das Messer und schnitzte methodisch einige Buchstaben in den Lack des Lenkrads.

Anschließend verließ er den Wagen und tauchte in der Dunkelheit unter.

Der Lichtschein der Hotelreklame fiel auf das Lenkrad und ließ die Buchstaben deutlich werden: YOURS TRULY, JACK THE RIPPER.

***

Die Nacht schien ausschließlich für Verliebte gemacht zu sein. Satt

stand der Mond am Himmel. Ein lauer Wind wehte, und selbst der gewohnte Londoner Abendnebel blieb heute aus.

Rosalie Budd und Luke Williams waren verliebt. Sie saßen auf einer einsamen Bank im Hyde Park und hatten die ganze Welt um sich herum vergessen.

»Ich liebe dich«, flüsterte Luke Wiliams seiner Freundin ins Ohr.

Das dunkelhaarige Mädchen lehnte den Kopf gegen seine Schulter und lächelte glücklich.

»Ich dich auch, Sweetheart«, hauchte sie.

Spielerisch nestelte der junge Mann an den obersten Knöpfen ihrer Bluse. Rosalie Budd erhob keine Einwände. Und auch als die Knöpfe aufsprangen, wehrte sie sich nicht. Sie erschauerte wohlig, als seine Hand zärtlich über ihre Brüste glitt.

»Oh, Luke«, seufzte sie aus tiefstem Herzen.

Plötzlich fuhr Luke Williams zurück. Stocksteif saß er auf der Bank.

»Was… ist los?« fragte das Mädchen irritiert.

»Hast du nichts gehört?« flüsterte der junge Mann.

»Nein, was denn?«

»Da… war etwas! Ich habe ein Rascheln und Knacken im Gebüsch gehört!«

Forschend blickte sich Williams nach allen Seiten um, sah jedoch nichts.

Hastig knöpfte Rosalie Budd ihre Bluse wieder zu. Ängstlich ließ auch sie ihre Augen umherschweifen.

Da lachte Luke Williams auf. »Wir sind ja verrückt, Baby. Als ob wir das einzige Liebespaar im ganzen Hyde Park wären!«

Er entspannte sich wieder und legte den Arm um die Schulter des Mädchens.

Aber für Rosalie Budd war der romantische Zauber dahin. Fast ruckartig stand sie auf.

»Wir gehen besser, Luke«, sagte sie. »Heutzutage treibt sich so viel Gesindel herum. Und diese Kante des Parks ist so abgelegen…«

Auch Luke Williams erhob sich von der Bank. »Sicher, Baby, wenn du meinst…«

In diesem Augenblick krachte und knackste es in den Sträuchern hinter der Bank. Eine dunkle Gestalt sprang hervor.

»Ihr bleibt hier!« zischte eine Männerstimme, die so rauh war wie Schmirgelpapier.

Luke Williams wirbelte herum.

Und erstarrte…

Er blickte genau in den Lauf einer Pistole, die auf seine Stirn zielte.

Rosalie Budd stieß einen unterdrückten Schrei aus und schlug entsetzt die Hand vor den Mund.

»Schnauze, oder ich knalle euch ab wie räudige Hunde!«

Der Mann trat drohend auf das Liebespaar zu. Im Mondlicht konnten die beiden jungen Leute jetzt sein Gesicht sehen. Es war von abgrundtiefer Häßlichkeit – aufgedunsen, mit Warzen übersät und zusätzlich durch eine unübersehbare Hasenscharte verunziert.

Luke Williams hielt die Luft an. Er kannte diesen Kerl, hatte ihn schon irgendwo gesehen! Aber es fiel ihm im Moment nicht ein, wo und wann das gewesen sein könnte.

»Was wollen Sie von uns?« preßte er hervor. »Geld? Wir sind arme Studenten und haben kein…«

»Schnauze!«

Der Mann wandte den Blick von Williams ab, starrte das Mädchen an. Ein Leuchten trat in seine Augen, als sie den prächtig gewachsenen Körper abtasteten.

»Ausziehen!« befahl er mit heiserer Stimme.

»Was?« Rosalie Budd sah ihn mit großen Augen an, in denen sich die Angst spiegelte.

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Runter mit den Klamotten! Und zwar ein bißchen plötzlich!« Nachdrücklich wedelte der Kerl mit seiner Pistole.

Luke Williams kam zu einem Entschluß. Dieser Mann war ein Sexualverbrecher, da gab es gar keine Frage. Und auch was er vorhatte, lag auf der Hand. Das durfte er nicht zulassen – unter gar keinen Umständen!

Ansatzlos sprang Williams nach vorne, stürzte sich auf den Kerl.

Aber dieser ließ sich nicht überrumpeln. Blitzschnell ließ er den rechten Arm herauszucken.

Williams bekam den Lauf der Pistole ins Gesicht. Er prallte zurück, als sei er gegen eine solide Mauer gelaufen.

»Noch so einen Versuch und du hast es hinter dir, Softie!« knurrte der Mann.

Rosalie Budd begann hilflos zu schluchzen. Aber das rührte den Verbrecher nicht im mindesten.

»Ausziehen!« kommandierte er abermals. »Alle beide! Und wenn ihr jetzt nicht tut, was ich sage…«

Das Mädchen erkannte, daß Widerstand sinnlos war. Gegen diesen brutalen, zu allem entschlossenen Unhold hatte Luke keine Chance. Mit zitternden Fingern öffnete sie ihre Bluse und streifte sie ab. Darunter trug sie nur ihre vom letzten Sommer noch leicht gebräunte Haut.

»Mehr!« keuchte der Verbrecher. »Du auch, Softie!«

Auch Luke Williams blieb nichts anderes übrig, als seine Ohnmacht einzugestehen. Er hatte nur noch die schwache Hoffnung, daß es der Kerl nicht zum äußersten kommen lassen würde, wenn sie weitgehend auf seine Wünsche eingingen. Mit zusammengepreßten Lippen zog er

sich sein T-Shirt über den Kopf.
Seine Freundin nestelte inzwischen an ihrer Gürtelschnalle und ließ den Rock nach unten gleiten.
Der Verbrecher schnalzte mit der Zunge.
Als sei dieses Schnalzen ein Erkennungszeichen gewesen, erinnerte sich Luke Williams auf einmal, wo er diesen Menschen schon einmal gesehen hatte.
In der Zeitung!
Und auch der Name fiel ihm ein. Er lautete Kev Shackleton.
Williams hatte das Gefühl, als würde eine eiskalte Hand nach seinem Herzen greifen, denn er erinnerte sich noch an etwas ganz genau.
Kev Shackleton hatte damals nach der Festnahme in seiner Zelle Selbstmord begangen…
Und doch stand der Unhold nun leibhaftig vor ihm und Rosalie!
»Was ist, Softie?« schnauzte der lebende Tote. »Brauchst du noch eine spezielle Einladung?«
Der Schreck war Luke Williams tief in die Glieder gefahren. Entsetzt und fassungslos starrte er den anderen an.
»Sie sind… Kev Shackleton!« stieß er stockend hervor.
Der Mann lachte heiser auf. »Ah, du hast mich also wiedererkannt, Softie! Es ist schön zu wissen, daß ich nach all den Jahren nicht vergessen bin!«
Es stimmt also! schoß es Luke Williams durch den Kopf. Sie hatten eine Kreatur vor sich, die aus der Hölle auf die Erde zurückgekehrt war!
Die Panik sprang ihn an wie ein wildes Tier. Und diese Panik wurde nicht nur durch die Erkenntnis hervorgerufen, einer Kreatur aus dem Jenseits gegenüberzustehen. Überdeutlich standen ihm die Schlagzeilen der damaligen Zeitungen vor Augen. Kev Shackleton war ein wahnsinniger Mörder gewesen. Er hatte alle seine Opfer umgebracht!
Nur die Flucht konnte ihn und Rosalie noch vor dem sicheren Verderben retten…
Mit zwei, drei Schritten war er an der Seite seiner Freundin, packte ihren Arm.
»Rosalie, wir müssen…«
Da krachte es in seinem Rucken.
Für eine nicht enden wollende Sekunde spürte Williams einen sengenden Schmerz im Genick. Er stand wie gelähmt. Krampfhaft versuchte er, seine erstarrten Glieder zu bewegen. Aber das gelang ihm nicht.
Sein Bewußtsein taumelte am Rand einer immensen Leere und wurde dann von dieser aufgesogen.
Den zweiten Schuß, den Kev Shackleton auf Rosalie abgab, hörte er

nicht mehr.

***

Mit ausgestrecktem Zeigefinger deutete Damona King durch das Seitenfenster des Porsche.

»Hier sind wir richtig – Guy Street! Genau dieses Straßenschild habe ich gesehen!«

Mike Hunter, der am Steuer saß, bog in die kleine Straße ein.

»Welche Nummer?« erkundigte er sich.

»Weiß ich nicht. Aber ich bin sicher, daß ich das Haus wiedererkenne. Fahr mal langsam.«

Im Schrittempo steuerte Mike den Wagen die Straße entlang. Damona blickte links und rechts aus dem Fenster.

»Da ist es!« rief sie nach einer kurzen Weile triumphierend aus.

»Gelbe Klinkersteine!«

»Kein Zweifel möglich? Ich meine, es wäre recht peinlich, wenn wir dem Falschen auf die Pelle rücken.«

»Kein Zweifel möglich!«

»Na schön.«

Mike fuhr an den Straßenrand, parkte den Porsche und löschte die Lichter.

»Auf in den Kampf«, grinste er.

Die beiden stiegen aus.

Die Guy Street war eine ruhige Wohnstraße. Ein Stück weiter lag eine kleine Grünanlage. Um diese Zeit, kurz vor Mitternacht, war weit und breit kein Mensch zu sehen. In dem Klinkerhaus brannte kein Licht. Und auch in fast allen Nachbarhäusern war es nicht anders.

»Dritte Etage, sagtest du?« fragte Mike, während er an der Fassade des Baus emporblickte.

»Ja«, nickte Damona. »Das mittlere Fenster müßte zum Schlafzimmer gehören.«

Wie alle anderen war auch dieses dunkel. Der Mörder schien weiterhin den Schlaf des Ungerechten zu schlafen.

Damona und Mike stiegen die drei Stufen hoch, die zum Hauseingang führten. Mike versuchte, die Tür aufzudrücken, hatte damit jedoch wenig Erfolg.

»Abgeschlossen. Na ja, das war zu erwarten gewesen.«

Er hatte vorgesorgt. Als ehemaliger Versicherungsdetektiv kannte er tausend kleine Tricks. Aus der Jackettasche förderte er einen krumm gebogenen Nagel zutage; Innerhalb weniger Sekunden hatte er die Tür geöffnet.

»Wie ein gelernter Einbrecher«, murmelte er.

»Du brauchst keine Gewissensbisse zu haben«, beruhigte ihn Damona. »Schließlich haben wir es auf einen hinterlistigen und

gemeinen Mörder abgesehen.«
Im Haus war und blieb alles ruhig. Keiner der Bewohner wurde auf die späten Besucher aufmerksam. So leise wie möglich stiegen sie die Treppe bis zur dritten Etage hoch. Dann standen sie vor der Wohnungstür.
Hinter dem Spion war es dunkel. Kein Laut war aus dem Inneren der Wohnung zuhören.
Erneut wollte Mike seinen krummen Nagel einsetzen. Aber Damona hinderte ihn daran.
»Deine Einbrecherkarriere ist beendet, Mike«, sagte sie. »Wir können unseren Freund ganz offiziell aus dem Bett läuten. Jetzt hat er keine Gelegenheit mehr, uns durch die Hintertür zu entwischen.«
»Auch wahr«, gab ihr Mike recht.
Er drückte auf den Klingelknopf, über dem ein Schildchen mit dem Namen McGuinness befestigt war. Ein außerordentlich schrilles Läuten wurde hörbar.
Trotzdem tat sich zunächst in der Wohnung nichts. Die Herrschaften scheinen einen gesunden Schlaf zu haben.
Mike ließ die Klingel erneut losschrillen. Und diesmal blieb der Erfolg nicht aus.
Hinter dem Spion wurde es hell. Das Geräusch von tappenden Füßen drang durch die Tür.
»Wer ist denn da?« ertönte die verschlafene Stimme einer Frau.
Mike grinste. »Ich bin Ihr Kosmetikberater, Madam!«
»Was?« Die Frau konnte es wohl nicht fassen.
Damona warf ihrem Freund einen ungnädigen Blick zu. Manchmal war Mikes Humor gar nicht so lustig.
Das Grinsen verschwand von Mikes Gesicht. Er wurde ernst.
»Öffnen Sie, Madam«, forderte er die Frau auf. »Wir kommen von der Polizei!«
»Polizei? Einen… einen Augenblick.«
Wenig später wurde die Tür geöffnet. Eine unscheinbare Frau mittleren Alters mit wirrem Haar stand vor Damona und Mike. Sie hatte sich offenbaren aller Eile einen Morgenmantel übergeworfen.
Daß die das Ding dabei links herum angezogen hatte, war ihr vermutlich noch gar nicht aufgefallen.
»Mrs. McGuinness?« fragte Mike.
»J… ja.«
Damona zog das Phantombild hervor und hielt es der verstörten Frau hin.
»Ist das Ihr Mann, Mrs. McGuinness?«
Die Frau betrachtete das Bild, nickte dann zögernd. »Das… könnte Hugh sein. Was … was wollen Sie von ihm?«
»Das sagen wir ihm lieber selbst«, erwiderte Damona. »Dürfen wir

eintreten?«
»Bitte.«
Mrs. McGuinness gab den Weg frei. Anscheinend kam sie nicht auf den Gedanken, die Besucher nach ihren Dienstausweisen zu fragen. Damona und Mike traten in die Diele. Die Hausherrin schloß die Wohnungstür. In diesem Augenblick ließ sich aus einem der Zimmer eine Männerstimme vermelden.
»Wer ist denn da, Louise?«
»Die… Polizei!« rief Mrs. McGuinness. »Sie wollen dich sprechen, Hugh!«
»Mich?«
Es dauerte keine drei Sekunden, bis Hugh McGuinness zur Stelle war. Er trug einen geblümten Pyjama und sah ebenfalls noch reichlich verschlafen aus. Aber es gab gar keinen Zweifel: er war der Mann, den das Phantombild darstellte.
Damona und Mike tauschten einen Blick stillen Einvernehmens.
Der Mann musterte sie mit zusammengekniffenen Augen. Verwunderung spiegelte sich in seinen Gesichtszügen wider. Aber er ließ keinerlei Furcht oder gar Schuldbewußtsein erkennen. »Sie wünschen?« fragte er.
»Wir hätten da ein paar Fragen an Sie, Mr. McGuinness«, gab Mike zurück.
»So? Hätte das nicht Zeit bis morgen gehabt? Mitten in der Nacht – ich muß schon sagen…«
Mikes Gesicht verhärtete sich. »In Mordfällen spielt die Tageszeit keine Rolle, Mr. McGuinness!«
»Mord? Was habe ich mit einem Mord zu tun?«
»Sie sind verdächtig, der Täter zu sein!« sagte Mike mit kalter Stimme.
Mrs. McGuinness stieß einen spitzen Schrei aus. Sie schwankte, war offensichtlich nicht allzu weit von einer Ohnmacht entfernt.
Auch ihrem Mann fuhr der Schreck in die Glieder. Er verfärbte sich, wurde kreidebleich.
»Was sagen Sie da – ich soll ein Mörder sein?«
»Das sagte ich ja!«
McGuinness holte tief Luft. »Sie müssen wahnsinnig geworden sein!« Aufrechte Entrüstung stand ihm im Gesicht geschrieben. Jeder Oscar-Preisträger hätte von ihm noch etwas lernen können.
Damona hatte sich bei Scotland Yard die genaue Stunde geben lassen, in der Jonathan Singleton ermordet worden war. Sie fragte Hugh McGuinness, wo er in dieser Zeit gewesen war.
Der Mann im Pyjama legte die Stirn in Falten. »In der Nacht zum Dienstag… Warten Sie, da war ich …« Er stockte.
»Ja?« drängte Mike. »Wo waren Sie?«

»Ich war…« Wie hilfesuchend blickte McGuinness seine bessere Hälfte an.

»Hugh war hier!« sagte die Frau. »Hier zu Hause, bei mir! Ich kann mich ganz genau erinnern!«

Sie log. Ganz deutlich war ihr anzusehen, daß sie ihren Mann nur decken wollte. Selbst für den instinktlosesten Detektiv wäre jetzt klar gewesen, daß sich Hugh McGuinness in der fraglichen Zeit keineswegs zu Hause aufgehalten hatte.

Mike lächelte kalt. »Sie haben beide kein Talent zum Lügen«, stellte er fest. »Los, sagen Sie die Wahrheit! Sonst nehmen wir Sie mit nach Scotland Yard. Und dort…«, sein Lächeln verstärkte sich, »… nun, wir kennen Mittel und Wege, selbst den Verstocktesten zum Sprechen zu bringen!«

»Nein«, ächzte McGuinness, »verhaften Sie mich nicht. Ich… Bitte kommen Sie mit in den Livingroom.«

Der Hausherr führte Damona und Mike in ein recht geschmackvoll und gediegen eingerichtetes Wohnzimmer und bat sie, in zwei Sesseln Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich gemeinsam mit seiner völlig verstörten Frau auf eine Couch.

Auf einem kleinen Beistelltisch standen mehrere Flaschen und Gläser. McGuinness griff nach einer Whiskyflasche.

»Darf ich Ihnen auch einen anbieten?« erkundigte er sich gepreßt.

»Danke, im Dienst trinken wir nie!« lehnte Mike ab. Er spielte den gestrengen Polizeiinspektor sehr überzeugend.

Damona blickte sich unterdessen unauffällig im Raum um. Sie hielt Ausschau nach Gegenständen, die des Sammelns wert gewesen wären. Dabei erlebte sie jedoch eine Enttäuschung. Es gab nichts zu sehen, was auch nur im geringsten ausgefallen gewesen wäre. Wenn McGuinness ein Sammler von Waffen war, die eine makabre Berühmtheit hatten, dann bewahrte er seine Schätze woanders auf.

»Also, wo waren Sie?« kam Mike aufs Thema zurück.

Hugh McGuinness goß sich sein Whiskyglas mehrere Fingerbreit voll und kippte den Inhalt mit einem Schluck runter. Seine Hände zitterten dabei wie die eines Nervenkranken. Von seiner anfänglichen Pose war nicht mehr viel übriggeblieben.

»Wen soll ich umgebracht haben?« fragte er überraschend.

Damona sagte es ihm.

»Und das ist noch nicht alles«, fuhr sie anschließend fort. »Am Tag darauf haben sie in Scotland Yard einen Oberinspektor niedergeschlagen und eine Pistole aus dem Kriminalmuseum geraubt!«

McGuinness vergrub den Kopf in den Händen. »Das… das ist ungeheuerlich.«

»In der Tat«, gab ihm Mike recht. »Sie geben es also zu?«

»Nein!« schrie der Mann im Pyjama leidenschaftlich auf. »Ich meine,

das heißt…«

»Das heißt?«

»Ich… ich weiß es nicht!«

Mrs. McGuinness schaltete sich ein. »Mein Mann hat Gedächtnislücken, verstehen Sie?«

»Nein«, sagte Mike.

Hugh McGuinness blickte ihn an – wie ein Rind, das zur Schlachtbank geführt wurde.

»Es stimmt, was meine Frau sagt«, meinte er mit fast tonloser Stimme. »An diesen beiden Tagen, von denen sie sprechen, und auch noch am nächsten Tag fehlen mir mehrere Stunden. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo ich in jener Zeit gewesen bin. Und auch was ich gemacht habe…« Hilflos zuckte er mit den Schultern.

»Und das sollen wir Ihnen glauben?« äußerte sich Mike nicht gerade freundlich.

»Ja«, sagte McGuinness beinahe flehend. »Sie *müssen* mir glauben! Wenn ich etwas Schreckliches getan habe…« Er brach ab und langte wieder nach der Whiskyflasche.

»Hm«, machte Mike.

Er wußte nicht, was er denken sollte. Aber er mußte zugeben, daß McGuinness durchaus überzeugend wirkte.

Damona war inzwischen zu derselben Auffassung gelangt. Auch sie hatte nicht den Eindruck, daß McGuinness ihnen etwas vormachte. Aber sie konnte sich natürlich irren. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß ein Täter sein Verbrechen mit geistiger Abwesenheit oder Verwirrung zu verharmlosen suchte.

Wie nebenbei tastete sie mit der rechten Hand nach ihrem Hexenstein und umfaßte ihn. Dann konzentrierte sie ihre übersinnlichen Kräfte auf Hugh McGuinness' Bewußtsein. Telepathie war für sie kein unerfüllbarer Wunschtraum. Vielmehr hatte sie es schon des öfteren geschafft, die Gedanken eines anderen Menschen zu lesen.

Und es gelang ihr auch diesmal…

Das Bewußtsein des Mannes öffnete sich ihr wie ein Buch. Es war ein Bewußtsein, das sich in hellem Aufruhr befand. Angst, Selbstzweifel, Entsetzen konnte sie darin wahrnehmen. Schnell wurde ihr klar, daß McGuinness die Wahrheit gesagt hatte. Ja, da waren Lücken im Bewußtsein des Mannes, vergleichbar mit der unbedruckten Seite eines Buches.

Damona versuchte, der Ursache des Gedächtnisschwunds auf die Spur zu kommen. Tiefer und tiefer drang sie in den Geist Hugh McGuinness ein, der nichts von ihrem Tun ahnte. Dabei erfuhr sie auch einiges über den Mann selbst.

McGuinness war ein ausgesprochener Durchschnittsmensch. Er

betrieb eine Versicherungsagentur und lebte ganz gut davon. Seine Interessen waren recht alltäglich. Er ging regelmäßig auf den Fußballplatz, wo er sich für seinen Lieblingsverein Arsenal begeisterte, spielte gerne Bridge und besuchte gelegentlich eine Bowlingbahn.

Und da war noch etwas. Etwas, das Damona sofort nachfassen ließ.

Hugh McGuinness hatte einen Hang zum Übersinnlichen und zur Magie. Er glaubte an Geister, Dämonen und ein Leben nach dem Tode. Seit einiger Zeit gehörte er einem magischen Zirkel an, der sich damit beschäftigte, Verbindung mit dem Totenreich aufzunehmen. Bis jetzt jedoch waren alle Bemühungen in dieser Richtung erfolglos gewesen.

Oder?

Damona stieß auf eine Sperre. Sie fand Erinnerungen an den Beginn einer spiritistischen Sitzung. Wie sich diese jedoch entwickelt hatte und wie sie zu Ende gegangen war, blieb völlig im dunkeln.

McGuinness konnte sich ebensowenig daran erinnern wie an die Zeit, in der er höchstwahrscheinlich Jonathan Singleton und Oberinspektor Watkins überfallen hatte.

Gab es da Zusammenhänge? Damona spürte, daß dem so war.

Aber so sehr sie sich auch bemühte, sie konnte den Schild, der McGuinness Erinnerungen abschirmte, nicht durchdringen. Immerhin gelang es ihr noch, Informationen über die anderen Teilnehmer der spiritistischen Sitzung zu sammeln. Am wichtigsten war dabei wohl das Medium der Gruppe: eine junge Frau namens Caroline Abbot.

Damona hörte auf, in McGuinness Bewußtsein herumzustochern, und kehrte in die Realität des Livingrooms zurück.

»… Ihre Unschuld zu beweisen«, hörte sie Mike gerade sagen. Was vorher gesprochen worden war, hatte sie gar nicht mitbekommen.

Sie war voll auf McGuinness Bewußtsein konzentriert gewesen.

Der Hausherr ging nicht auf Mikes Worte ein. Wie ein Häufchen Unglück hockte er auf der Couch und stierte vor sich auf den Boden.

Mike warf Damona einen schnellen Blick zu und lächelte kaum merklich. Ihm war natürlich nicht entgangen, daß seine Freundin ihre Hexenkräfte angewandt hatte. Die beiden bedurften keiner Worte, um sich zu verständigen. Mike merkte Damona an, daß sie alles erfahren hatte, was möglich war. Der Besuch bei McGuinness hatte seinen Zweck erfüllt.

»Darf ich mal telefonieren?« fragte Damona höflich.

»Sicher«, murmelte der Hausherr. »Das Telefon steht draußen in der Diele.«

Damona verließ das Zimmer und ging zum Telefon. Es sprach alles dafür, daß Hugh McGuinness tatsächlich der Mörder Jonathan Singletons war. Und die Tatsache, daß er sich an das Verbrechen nicht erinnern konnte, änderte daran kaum etwas. Der Mann mußte in polizeiliche Gewahrsam.

Sie nahm den Hörer ab und rief Scotland Yard an.

***

Jim Webster gähnte laut und herzhaft.

Verdammt, er wurde müde! Gott sei Dank näherte sich seine Wachtperiode langsam dem Ende. Der dunkle Nachthimmel fing bereits ein bißchen an sich aufzuhellen. Bald konnte er nach Hause gehen und sich endlich aufs Ohr legen.

Aber noch war es nicht soweit. Ein paar Runden mußte er wohl oder übel noch drehen.

Um wieder richtig wach zu werden, nahm er einen kräftigen Schluck Tee aus seiner Thermosflasche. Dann verließ er den kleinen Anbau des Bekleidungshauses Winterbottom & Swift, der ihm während seiner kurzen Ruhepausen als Aufenthaltsraum diente.

Es war eine angenehme Nacht gewesen. Kein Regen, kein Nebel, kein pfeifender Wind hatten seine Patrouillengänge zu einer mühseligen Angelegenheit gemacht.

Webster grinste. Vielleicht war gerade das der Grund, aus dem er sich so müde fühlte.

Nicht nur die langsam beginnende Dämmerung kündete den neuen Tag an. Als er die Berkeley Street entlangschritt, sah er in einigen Fenstern der umliegenden Häuser schon Licht. Für ausgesprochene Frühaufsteher hatte die Stunde bereits geschlagen. Auch auf der Straße selbst tat sich bereits etwas. Die ersten Lieferautos tauchten auf der Bildfläche auf, ein Wagen der städtischen Straßenreinigung nahm sich der Fahrbahn und des Bürgersteigs an. Und auch Nick Madison, der junge Bursche, der die Times austrug, knatterte mit seinem Moped durch die Gegend.

Madison und Webster kannten sich. Schließlich sahen sie sich fast jeden Morgen. Meist begnügten sie sich mit einem Winken und einem kurzen Zuruf. Heute jedoch steuerte der Zeitungsboy sein Moped sofort auf Webster zu, als er des Nachtwächters ansichtig wurde.

»Hey, Jim«, rief er. »Ich weiß nicht, ob's dich interessiert, aber ich habe gerade 'ne verdächtige Type gesehen, die in den Gruselladen reingegangen ist!«

Sofort war Webster die Aufmerksamkeit in Person. »Du meinst in das Wachsfigurenkabinett, ja?«

»Klar! Oder gruselt's hier sonst noch irgendwo?«

»Was heißt das – verdächtige Type?«

»Naja, so'n komischer Kerl«, erwiderte Madison. »Sah aus, als ob er selbst 'ne Gruselfigur wäre.«

»Was hat er gemacht?«

»Er fummelte an der Eingangstür rum und verschwand dann im Inneren. Mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

Madison drehte am Gas. »Well, ich muß weiter. Wollte dich ja nur informieren.«

»Vielen Dank«, murmelte Webster.

Der Zeitungsbote nickte ihm noch einmal kurz zu und gab seinem Moped dann die Sporen.

Immer das Gruselkabinett! dachte der Nachtwächter. Nur zu gut erinnerte er sich noch an die beiden Männer mit der Aktentasche, die kürzlich in der Vorhalle des Wachsfigurenetablissements seinen Weg gekreuzt hatten. In jedem Fall mußte er nach dem Rechten sehen. Der junge Madison war ein fixes Kerlchen und hatte sich bestimmt nichts eingebildet.

Es war schwer zu sagen, aus welchem Teil des Kabinetts die Geräusche kamen, da die ineinander verschachtelten Räumlichkeiten eine ziemliche Ausdehnung hatten. Wenn sich Webster nicht irrte, dann kam am ehesten die Abteilung berüchtigte Mörder des 20.

Jahrhunderts in Frage.

Das Jagdfieber erwachte in Jim Webster. Wer auch immer hier eingedrungen war – der Kerl sollte ihn kennenlernen.

Er griff nach dem Schlagstock, der an seinem Gürtel baumelte.

Über eine Schußwaffe verfügte er nicht. Aber das war auch nicht nötig. Der Stock genügte Webster. Auf leisen Sohlen setzte er sich in Bewegung. Sein Ziel war es, denjenigen, der da herumspukte, zu überraschen.

Aber schon bald wurde ihm klar, daß das gar nicht so einfach werden würde. In der totalen Dunkelheit, die ihn von allen Seiten umgab, war es recht schwierig, sich zu orientieren. So gut kannte er die Räumlichkeiten doch nicht. Bereits nach wenigen Schritten stieß er unsanft gegen ein Hindernis.

Wenig später stand Webster in der Vorhalle des Kabinetts. Es war noch zu dunkel, um ohne Licht sehen zu können. Deshalb schaltete er die Taschenlampe ein. Er konnte nichts Ungewöhnliches feststellen. Klar, am Schloß hatte sich jemand unsachgemäß zu schaffen gemacht. Aber die Kratzspuren konnten genauso gut die beiden Männer mit der Aktentasche hinterlassen haben.

Webster schloß lautlos die Tür auf und trat ein. Ohne Licht zu machen, blieb er unmittelbar am Eingang stehen. Er hielt die Luft an und lauschte angespannt.

Ja, da war etwas…

Das Geräusch von tappenden Schritten.

Er mußte sich beherrschen, um keinen lauten Fluch auszustoßen.

Hoffentlich hatte ihn der unbekannte Eindringling nicht gehört.

Mehrere Sekunden lang verharrte er unbeweglich. Die Schrittgeräusche von vorhin hatten aufgehört. Alles war ruhig, unheimlich ruhig sogar. Jim Webster merkte, daß ihn die düstere

Atmosphäre des Gruselkabinetts doch etwas nervös machte.

Lächerlich! sagte er zu sich selbst. Wer wird sich denn vor ein paar harmlosen Schaufensterpuppen fürchten?

Um sich zurechtzufinden, wagte er es, seine Taschenlampe ganz kurz aufblinken zu lassen. Der Lichtkegel fiel auf eine Figur, deren Kopf auf einem Richtblock lag. Dahinter stand eine zweite, schwarz maskierte Gestalt, die ein Beil schwang. Das war der Henker von London, dem man nachsagte, daß er im achtzehnten Jahrhundert mehr als hundert Menschen geköpft hatte. Jim Webster wußte jetzt wieder ganz genau, wo er sich befand.

Er knipste die Taschenlampe wieder aus und schlich weiter. Es gelang ihm jetzt, neuerliche Kollisionen zu vermeiden. Er kam gut voran und hatte die Galerie zeitgenössischer Mörder bald erreicht.

Und da hörte er es wieder – ein schlurfendes Geräusch in unmittelbarer Nähe. Das konnte nur der Eindringling sein!

Sofort verhielt er seinen Schritt, blieb stehen. Wenn er die Situation richtig beurteilte, war der Fremde nur wenige Körperlängen von ihm entfernt.

Jetzt hörte er nichts mehr. Der Eindringling verhielt sich ganz still.

Möglicherweise war er auf Websters Annäherung aufmerksam geworden und hatte jetzt ebenfalls Lauerstellung bezogen.

Eine Minute verging, dann noch eine. Jim Webster rührte sich nicht. Und auch der andere gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

Das ist grotesk! dachte der Nachtwächter. Er kam sich fast so vor, als sei er selbst zu einer unbeweglichen Schaufigur geworden. Langsam reichte es ihm. Er konnte schließlich nicht so lange hier in der Gegend herumstehen, bis das Kabinett seine Pforten für das Publikum öffnete.

Mit fester Hand packte er seinen Schlagstock. Dann schaltete er kurz entschlossen die Taschenlampe ein.

»Komm raus, Halunke!« rief er laut. Gleichzeitig ließ er die Stablampe kreisen.

Er sah keinen Menschen. Nur die wächsernen Schauergestalten bevölkerten die Szenerie – der teuflische Liebespaarkiller Shackleton, Jack the Ripper…

Webster blinzelte. Hey, fehlte da nicht eine Figur? Wenn er sich nicht irrte…

Da hörte der Nachtwächter in seinem Rücken ein Geräusch. Er wirbelte herum.

Und erstarrte vor Entsetzen…

***

»Hier, das wird Dich interessieren, Tony«, sagte Inspektor Eimer und trat von der Wagentür zurück. »Schenk deine besondere Aufmerksamkeit dem Lenkrad.«

Oberinspektor Watkins runzelte die Stirn, was ihm mit seinem riesigen Kopfverband gar nicht so leicht fiel.

»Verwische ich irgendwelche Spuren?«

Eimer schüttelte den Kopf. »Keine Sorge, die haben wir alle gesichert.«

»Tüchtig, tüchtig«, lächelte Watkins verkniffen. Dann kletterte er in den Ford Consul, den die Kollegen auf der Rückseite von Charing Cross gefunden hatten. Eimers Tip folgend nahm er zuerst das Steuer in Augenschein. Sofort sah er die Worte, die irgend jemand in den Lack des Lenkrads gekratzt hatte.

YOURS TRULY, JACK THE RIPPER Watkins holte tief Luft. Jetzt wußte er, warum man ihn hergerufen hatte, obgleich er mit dem vorliegenden Mord gar nicht befaßt war.

Langsam stieg er wieder aus dem Wagen.

»Du hast doch da einen anderen Fall, in dem der Name Jack the Ripper eine Rolle spielt, richtig?« stellte Tom Eimer fest.

»Ja. Das Messer, das angeblich einst Jack the Ripper gehörte, wurde gestohlen. Ein Mann namens Singleton kam dem Räuber dabei in die Quere und wurde umgebracht. Den Mörder Singletons haben wir allerdings bereits. Er wurde in der vergangenen Nacht verhaftet.«

»Gute Arbeit. Wie hast du den Killer so schnell erwischt?«

»Ein Tip aus der Bevölkerung. Der Täter wurde an Hand eines Phantombilds identifiziert.«

Wie Damona King und Mike Hunter es allerdings geschafft hatten, dem mutmaßlichen Mörder McGuinness alias Allister innerhalb weniger Stunden auf die Spur zu kommen, wußte Watkins selbst nicht.

»Wann ist dieser Mann verhaftet worden?« erkundigte sich Eimer gespannt. »Etwa gegen ein Uhr dreißig.«

Eimer pfiff durch die Zähne. »Dann könnte er als Mörder des Mädchens in Frage kommen, das wir in dem Consul gefunden haben. Laut der ersten ärztlichen Diagnose wurde das Mädchen gegen dreiundzwanzig Uhr umgebracht. Hat dein Mann für diese Zeit ein Alibi?«

»Er war angeblich zu Hause«, antwortete Watkins. »Aber das müßte noch genau überprüft werden.«

Er blickte auf die reglose Gestalt der Toten, die unter einem Leinentuch auf einer Bahre lag – angestarrt von neugierigen Gaffern, die die Szene umlagerten.

»Wie hat der Mörder sie getötet?« fragte er.

»Mit dem Messer! Erspar mir die Einzelheiten«, sagte Tom Eimer böse.

»Wie vor Jahrzehnten der echte Jack the Ripper«, murmelte Watkins.

»Ja! Und genau wie bei den Opfern des echten Jack the Ripper handelt es sich um eine Prostituierte. Jane Baker ist ihr Name. Der

Täter hat sie nicht vergewaltigt, sondern nur umgebracht. Genau wie damals… Well, das hatten wir schon. In jedem Fall dürfte es sich bei dem Mörder um einen pathologischen Fall handeln.« Eimer kratzte sich am Kinn, fuhr dann fort: »Der Mann, der heute nacht verhaftet wurde … Hast du den Eindruck, daß er ganz richtig im Kopf ist, Tony?«

Watkins zuckte die Achseln. »Das muß sich noch herausstellen. Er behauptet jedenfalls, daß er Gedächtnislücken hat und von nichts etwas weiß.«

»Ah, der altbekannte Trick! Na ja, wir werden sehen.« Eimer wandte sich ab.

»Moment noch«, sagte Watkins.

»Ja?«

»Habt ihr Spuren gefunden? Fingerabdrücke oder dergleichen?«

Eimer schüttelte den Kopf. »Keine Prints, keine Schuhabdrücke, nichts in dieser Richtung.«

»Totale Fehlanzeige also!«

»Nicht ganz«, erwiderte Eimer. »Auf dem Sitz und am Lenkrad haben unsere Spezialisten Partikel eines Materials ausgemacht, das man dort im Normalfall nicht erwarten würde.«

»Um was für ein Material handelt es sich?«

»Um Wachs«, sagte Inspektor Eimer.

***

Trotz des nächtlichen Besuchs bei Hugh McGuinness, der ihnen den größten Teil ihres Schlafs geraubt hatte, blieben Damona und Mike nicht lange im Bett liegen. Sie standen zeitig auf und frühstückten.

Dabei blieben sie jedoch nicht untätig.

Damona rief gleich bei Scotland Yard an. Oberinspektor Watkins war außer Haus. Dennoch erfuhr Damona das, was sie wissen wollte: Hugh McGuinnes war der Mörder Jonathan Singletons. Und er war auch der Mann, der den Überfall auf Watkins begangen und die Pistole Kev Shackletons gestohlen hatte. Die an den beiden Tatorten gefundenen Fingerabdrücke stimmten mit den seinen überein. Außerdem hatte ihn der Oberinspektor zweifelsfrei wiedererkannt.

»Damit sollte die Angelegenheit eigentlich für uns erledigt sein«, meinte Mike. »Der Mörder ist dingfest gemacht und…«

»Nein«, unterbrach ihn Damona fast heftig. »Es stimmt, McGuinness hat den Freund meines Vaters umgebracht. Aber ist er wirklich schuldig? Seine Gedächtnislücken geben mir schwer zu denken. Ich halte es durchaus für möglich, daß er gezwungen wurde, die furchtbare Tat zu begehen. Und ich will herausfinden, wer tatsächlich dahintersteckt. Mein Gefühl sagt mir, daß finstere Mächte ihre unseligen Hände im Spiel haben!«

Mike köpfte ein weichgekochtes Ei und verzehrte es schweigend.

»Wir werden uns also hinter dieses Medium des Spiritistenzirkels klemmen, dem McGuinness angehört, richtig?« sagte er dann.

»Richtig!«

Die Adresse des Mediums hatte Damona dem Bewußtsein Hugh McGuinness nicht entnehmen können. Aber sie sah keine Schwierigkeiten, sie herauszubekommen. Der King Konzern arbeitete mit mehreren zuverlässigen Auskunfteien zusammen. Und diese Auskunfteien verfügten über ein ausgezeichnetes Informationsnetz. Sie rief in der Firma an und gab Anweisung, nach Caroline Abbot zu forschen.

Der Rückruf aus der King Street ließ nicht lange auf sich warten.

Einer der alerten jungen Männer, die als Vorstandsassistenten arbeiteten, war am Apparat.

»Sie wollten Auskünfte über eine gewisse Caroline Abbot, Miss King?«

»Schießen Sie los!«

Der junge Mann ließ sich nicht lange bitten. »Caroline Abbot wohnt in London, 98 Chiswell Street«, begann er. »Fünfundzwanzig Jahre alt, unverheiratet, Krankenschwester im Guy's Hospital. Ihr monatliches Einkommen beträgt zweihundertundfünzig Pfund. Die Bonität Miss Abbots wird zurückhaltend beurteilt. Zwei Teilzahlungskredite…«

»Schon gut, schon gut«, unterbrach ihn Damona. »Die Finanzlage des Mädchens interessiert mich herzlich wenig. Haben Sie noch ein paar persönliche Informationen?«

»Einen Augenblick, Miss King. Hier steht, daß sie sich vor zwei Jahren in psychiatrischer Behandlung befand. Die Gründe dafür sind der Auskunftei nicht bekannt. Ich fürchte, das ist alles.«

»Das genügt mir auch schon, vielen Dank!« Damona beendete das Gespräch.

»Chiswell Street, weißt du, wo die liegt?« fragte sie Mike.

»In Shoreditch«, antwortete ihr Freund sofort. »Ich weiß das deshalb ganz genau, weil ich in der Chiswell Street vor ein paar Jahren mal einen Versicherungsbetrüger geschnappt habe.«

»Na dann los!«

Eine knappe Stunde später parkte Mike den Porsche vor dem Haus 98 Chiswell Street. Es war kein sehr hübscher Bau, sondern eine typische Mietskaserne, die manche Leute schwermütig machte.

Wer hier wohnte, war sicherlich nicht auf Rosen gebettet.

Eins der zahlreichen Klingelschilder trug den Namen Abbot. Mike begrub den Knopf unter seinem Daumen.

»Hoffentlich ist das Girl zu Hause«, meinte er. »Krankenschwestern pflegen mitunter zu arbeiten.«

»Wenn nicht, dann versuchen wir unser Glück eben im Guy's

Hospital«, erwiderte Damona achselzuckend.

Diese Notwendigkeit ergab sich nicht. Ein Summen ertönte, und Mike konnte die Haustür aufdrücken.

Caroline Abbot wohnte im sechsten Stockwerk. Damona und Mike mußten unangenehm steile Treppen emporsteigen, da es im Haus keinen Aufzug gab.

Ein sehr hübsches, wenn auch reichlich blasses Mädchen erwartete sie bereits in der Wohnungstür. Die junge Frau trug ein kurzes, lilafarbenes Nachthemd, das eine ganze Menge von ihrem gut gewachsenen Körper zeigte. Als sie die beiden Besucher sah, trat sie schnell in die Diele zurück.

»Entschuldigen Sie, ich dachte… Einen Moment bitte!«

Sie schloß die Tür von innen.

Mike grinste. »Hübscher Käfer, was? Mir scheint, sie hat jemand anderen als uns erwartet.«

Eine Minute später öffnete Caroline Abbot wieder. Sie hatte sich in der Zwischenzeit einen Morgenmantel übergeworfen, der ihr keineswegs so gut stand wie das Hemdchen.

»Sie… wollen zu mir?« fragte sie mit einem leichten Stirnrunzeln.

Bevor Mike wieder etwas von Kosmetik-Beratern zum besten geben konnte, ergriff Damona das Wort.

»Wir sind Freunde von Mr. McGuinness«, sagte sie, »und hätten Sie gerne gesprochen.«

Das Mädchen zögerte kurz, nickte dann. »Kommen Sie!«

Die Wohnung war ziemlich klein und die Einrichtung machte einen bescheidenen Eindruck. Mit zweihundertfünzig Pfund im Monat konnte man keine großen Sprünge machen.

»Entschuldigen Sie die Unordnung«, sagte Caroline Abbot. »Aber ich hatte Nachtdienst und bin noch nicht dazu gekommen, richtig aufzuräumen.«

»Oh, das macht doch nichts. Wir sind ja selbst schuld, wenn wir hier so überraschend hereinplatzen.« Damona lächelte das Mädchen verständnisvoll an.

Die Besucher wurden in einen kombinierten Wohnschlafraum geführt, in dem es in der Tat sehr unaufgeräumt aussah. Das Bett war noch nicht gemacht und auf dem Tisch standen die Reste einer nicht ganz verzehrten Mahlzeit. Das kümmerte Damona und Mike jedoch herzlich wenig. Sie nahmen auf zwei Stühlen Platz, während sich die junge Frau auf der Bettkante niederließ.

»Sie kommen von Mr. McGuinness?« eröffnete Caroline Abbot die Unterhaltung.

Damona nickte. Dann ging sie ohne weitere Umschweife direkt aufs Ziel zu.

»Hugh McGuinness ist heute nacht von der Polizei verhaftet worden«,

sagte sie.
»Was?« Erstaunen huschte über das hübsche Gesicht des Mädchens. »Um Gottes willen – warum denn?«
»Wegen Mordverdachts!«
»Mord…« die Frau brachte das schwerwiegende Wort gar nicht heraus.
»McGuinness wird beschuldigt, einen Mann namens Singleton umgebracht zu haben. Wissen Sie etwas davon, Miss Abbot?«
»Ich? Aber wieso denn ich?«
Damona blinzelte Mike unbemerkt zu. Der Freund begriff sofort.
Er sollte das Gespräch fortsetzen.
»Woher kennen Sie, Mr. McGuinness, Miss Abbot?« ergriff er die Initiative. »Aus dem Krankenhaus. Mr. McGuinness wurde dort am Blindarm operiert, und ich war Schwester auf der Station.«
»Verstehe«, nickte Mike. »Und durch Ihre gemeinsamen Neigungen sind Sie sich nähergekommen.«
»Nicht was Sie denken«, widersprach das Mädchen energisch.
»Zwischen ihm und mir war niemals etwas… etwas …«
Mike lächelte. »Das meine ich gar nicht, Miss Abbot. Ich dachte mehr an Ihr gemeinsames Interesse am Leben nach dem Tode, am Übersinnlichen und Magischen.«
»Ja, da haben Sie recht«, antwortete die junge Frau.
Damona war zufrieden. Mike hatte das Gespräch genau in die richtigen Bahnen gelenkt. Caroline Abbots Bewußtsein war jetzt weit offen für die Gedanken, die sie interessierten.
Unauffällig umschloß sie den Hexenstein und konzentrierte sich auf den Geist des Mädchens.
Fast mühelos gelang es ihr, einzudringen. Sehr bald schon stellte sie fest, was sie schon vermutet hatte. Caroline Abbot war ein psychisch außergewöhnlicher Mensch. Sie verfügte über latente Hexenkräfte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Diese Fähigkeit machte sie natürlich zu einem idealen Medium.
Zeit ihres Lebens hatte sie Stimmen gehört, schwache, kaum verständliche Stimmen, die aus der jenseitigen Dimension ins Diesseits herüberklangen. Anfänglich wußte sie diese Stimmen nicht zu deuten. Sie hielt sich für verrückt und ließ langwierige psychiatrische Behandlungen über sich ergehen. Selbstverständlich änderte sich dadurch gar nichts. Die Stimmen kamen nach wie vor. Als die junge Frau dann mit McGuinness und ein paar anderen Gleichgesinnten in Kontakt kam, erkannte sie langsam die Wesenheit der Stimmen. Von da an stellte sie sich dem spiritistischen Zirkel als Mittlerin zwischen Diesseits und Jenseits zur Verfügung. Und dabei gelang es ihr mehrmals, eine echte Gedankenverbindung zu Verstorbenen herzustellen.

Dies alles war sehr interessant für Damona. Aber ihr ging es vordringlich nicht um allgemeine übersinnliche Kontakte, sondern um einen ganz speziellen. Sie wollte wissen, was in jener letzten spiritistischen Sitzung geschehen war, an die sich Hugh McGuinness nicht mehr erinnern konnte.

Mike hatte inzwischen das Gespräch exakt auf dieses Thema gebracht. Damona konnte die Gedanken des Mädchens dazu bis ins kleinste Detail lesen.

Die Sitzung hatte begonnen wie immer. Eine lose Verbindung mit einer Wesenheit aus dem Totenreich war entstanden. Der Kontakt hatte sich mehr und mehr verstärkt, war immer intensiver geworden, bis Caroline Abbot den Verstorbenen erkannte. Es handelte sich um einen Mann. Um einen Mann namens…

Nichts mehr!

Damona war nicht imstande, dem Bewußtsein des Mädchens den Namen zu entnehmen.

Sie stieß auf einen Block. Auf denselben Block, den auch Hugh McGuinness gehabt hatte.

Sie konzentrierte sich, konzentrierte sich mit aller Macht. Aber sie kam nicht durch. Der unsichtbare Schutzschirm, der über Caroline Abbots Erinnerungen lag, war nicht zu durchdringen.

Es blieb Damona nichts anderes übrig, als aufzugeben. Sie zog sich aus dem Bewußtsein des Mädchens zurück.

Im Prinzip begriff sie, was geschehen war. Der Tote, zu dem die junge Frau Verbindung aufgenommen hatte, mußte eine starke Persönlichkeit gewesen sein. Aus dem Jenseits heraus hatte er sich zum Herren über Caroline Abbots Geist aufgeschwungen und diesen völlig unter seine Kontrolle gebracht.

Und er hatte für die Dauer der spiritistischen Sitzung nicht nur das Mädchen beherrscht. Seinen starken geistigen Kräften war es offenbar gelungen, auch die anderen Teilnehmer des Zirkels durch Caroline Abbot in seinen Bann zu schlagen. Damona hielt es für wahrscheinlich, daß der Tote den Beteiligten posthypnotische Befehle erteilt und die Erinnerung daran anschließend blockiert hat. Kein Wunder also, daß sich das Mädchen und McGuinness an nichts mehr erinnern konnten.

Hypnose! Dieser Begriff brachte Damona auf eine Idee. Es müßte möglich sein, einen hypnotischen Block durch Gegenhypnose zu sprengen. Vielleicht gelang es ihr.

Mike fragte die junge Frau gerade, wer die anderen Teilnehmer an der bewußten Sitzung gewesen waren. Diese Information wäre jedoch höchst unergiebig gewesen. Damona zweifelte nicht daran, daß auch die anderen unter Gedächtnisschwund leiden würden.

»Miss Abbot?« sagte sie.

»Ja?« Das Mädchen sah sie an.

Damona hatte ihren Hexenstein vom Hals gelöst. Jetzt hielt sie ihn in der Hand und ließ ihn an seinem Kettchen langsam hin und her pendeln.

»Blicken Sie auf den Stein, Miss Abbot«, sagte sie beschwörend.

»Blicken Sie nur auf den Stein. Vergessen Sie alles andere!«

Caroline Abbot konnte sich der zwingenden Stimme der Weißen Hexe nicht entziehen. Der schwarze Stein zog ihre Augen an wie ein Magnet.

»Sie werden müde«, sage Damona, »unendlich müde. Schließen Sie die Augen!«

Das Mädchen machte gehorsam die Augen zu. Ihr Gesicht war völlig ausdruckslos geworden. Keine Frage, daß sie schon jetzt nicht mehr wußte, was um sie herum vor sich ging.

Damona triumphierte innerlich. So leicht hatte sie es sich gar nicht vorgestellt, das Mädchen in Trance versetzen zu können. Wenn Caroline gewollt hätte, wäre sie mit ihren latenten magischen Talenten vermutlich in der Lage gewesen, sich gegen den hypnotischen Befehl zu wehren. Aber die junge Frau war sich ihrer wirklichen Fähigkeiten gar nicht bewußt. Deshalb setzte sie Damona nicht den geringsten Widerstand entgegen.

»Erinnern Sie sich«, setzte Damona ihre Beeinflussung fort. »Erinnern Sie sich an ihren letzten Kontakt mit dem Jenseits!«

»Ich erinnere mich«, erwiderte Caroline Abbot so leise, daß man sie kaum verstehen konnte.

»Mit wem hatten Sie Kontakt? Sagen Sie mir den Namen!«

»Ich hatte Kontakt mit…« Das Mädchen brach mitten im Satz ab.

In ihrem Gesicht zuckte es.

»Mit wem?« drängte Damona. »Erinnern Sie sich!« Die Gesichtszüge Caroline Abbots verzerrten sich, als würde sie einen erbitterten Kampf mit einem unsichtbaren Feind ausfechten. Schweißtropfen traten ihr auf die Stirn.

»Ich… hatte Kontakt mit …«

»Sagen Sie es, Caroline! Sagen Sie es!«

»Thakur!« preßte die junge Frau hervor. »Govind Thakur!«

Damonas Augen leuchteten auf. Der Erfolg bahnte sich an. Sofort setzte sie nach.

»Wer ist Govind Thakur?« wollte sie wissen, denn sie konnte mit dem Namen allein nicht viel anfangen.

»Thakur ist… ist … Ich weiß es nicht!«

Vielleicht weiß sie es wirklich nicht, dachte Damona. Sie stellte eine andere Frage.

»Hat Govind Thakur Ihnen Befehle erteilt? Erinnern Sie sich, Caroline!«

»Ja!« stieß das Mädchen hervor. »Ich… wir sollten …«
»Sprechen Sie!«
Caroline Abbot biß sich die Lippen blutig. Es war so, als würde sie jemand gewaltsam daran hindern, weiterzusprechen. Aber Damona blieb hartnäckig. Wieder und immer wieder stellte sie in beschwörendem Tonfall ihre Frage.
»Die Schlinge des… Todes«, sagte die junge Frau schließlich. »Das … Grab auf dem Friedhof! Das Kabinett …«
Mehr brachte Caroline nicht hervor. Sie sackte plötzlich in sich zusammen, sank hintenüber auf das Bett.
Damona war sofort bei ihr. Offensichtlich war der psychische Druck zu groß für das Mädchen geworden. Sie hatte ihm nicht länger standhalten können.
Gott sei Dank stellte sich heraus, daß Caroline nur ohnmächtig geworden war. Sonst fehlte ihr nichts. In kurzer Zeit würde sie wieder zu sich kommen.
Damona wandte sich an Mike. »Hast du den Namen Govind Thakur schon mal gehört?«
Mike hatte.

***

Als Oberinspektor Watkins in sein Büro zurückkehrte, wartete dort bereits ein anderer Kollege auf ihn, der ebenfalls in der Mordkommission arbeitete.
»Hallo, Gimble«, begrüßte Watkins ihn brummend. »Jetzt sagen Sie bloß, sie haben auch einen Fall, den Sie mir andrehen wollen!«
Van Gimple, ein langer, dürrer Mann mit stets sauertöpfischem Gesicht, lächelte dünn. »Sie sind Hellseher, was?«
»Soll das heißen…«
»Es sieht ganz so aus, Watkins. Heute nacht wurde im Hyde Park ein Liebespaar ermordet. Die beiden waren halb entkleidet und… Nun, ich nehme an Sie erinnern sich noch recht gut an die Machart.«
»Kev Shackleton!« ächzte Anthony Watkins und ließ sich schwer auf seinen Stuhl sinken.
Und ob er sich erinnerte! Kev Shackleton war ein Unhold gewesen.
Auf Grund seines abstoßenden Äußeren hatte sich niemals eine Frau mit ihm eingelassen. Dafür hatte er sich grausam an Liebespaaren gerächt.
Und nun war also ein Kerl aufgetaucht, der die schaurigen Verbrechen Shackletons nachahmte!
Das Telefon auf Watkins Schreibtisch läutete. Der Oberinspektor nahm ab. Robson von der ballistischen Abteilung war am Apparat.
»Ist Gimple bei Ihnen, Watkins?«
»Moment!«

Watkins reichte den Hörer an seinen Kollegen weiter. »Für Sie!«

Gimple spielte in dem folgenden Telefonat die Rolle eines Zuhörers. Als er den Hörer auf die Gabel zurücklegte, machte er ein nachdenkliches Gesicht.

»Es wird Sie interessieren, was ich da gerade erfahren habe, Watkins«, sagte er langsam.

»So?«

»Kollege Robson hat die Kugeln untersucht, mit denen das Liebespaar im Hyde Park erschossen wurde. Die Waffe, aus der sie abgefeuert wurden, ist bei uns registriert. Ahnen Sie, um welche Waffe es sich handeln könnte?«

Ja, Anthony Watkins ahnte es. »Um eine deutsche Walther-Pistole?«

Gimple nickte.

»Dann ist es Shackletons alte Pistole, die jahrelang in unserem Museum gelegen hat!« seufzte Watkins.

»So ist es.«

Kam auch in diesem Falle McGuinness als Täter in Frage? überlegte der Oberinspektor. Er erkundigte sich, wann das Liebespaar den Tod gefunden hatte.

»Das läßt sich ganz genau sagen«, antwortete Gimple. »Die Schüsse wurden von einem anderen Pärchen gehört, so daß die beiden Ermordeten sofort nach der Tat entdeckt werden konnten – wenige Minuten vor dreiundzwanzig Uhr.«

Watkins fluchte. »Dann kann es sich nicht um denselben Täter handeln!«

Als Gimple ihn fragend ansah, berichtete er von dem Mord an Jane Baker.

»Beide Morde wurden demnach zur gleichen Zeit begangen, folglich… Ach, es ist zum Kotzen! Gleich zwei irre Mörder, die ihren berüchtigten Vorbildern nacheifern. Da soll man nicht selbst verrückt werden, was?«

»Tja«, machte Gimble, »ehrlich gesagt – ich wäre eigentlich auch lieber Bankdirektor geworden.«

Da ohnehin zu erwarten war, daß der Fall des ermordeten Liebespaars in die Hände Watkins übergehen würde, ließ sich der Oberinspektor in sämtliche bisherigen Ermittlungsergebnisse einweihen.

Und dabei erfuhr er dann, daß auch am Tatort im Hyde Park ein ungewöhnliches Material registriert worden war.

Wachspartikel…

***

»Manchmal ist es ganz nützlich, die Boulevardpresse zu lesen«, sagte Mike Hunter. »Würdest du das auch tun, dann wüßtest du, wer Govind

Thakar war!«
»Mach’s nicht so spannend«, fügte ihn Damona ungeduldig.
»Ich weiß nicht so genau, wie lange es her ist«, erzählte Mike.
»Zehn oder auch zwanzig Jahre vielleicht. Mir ist der Fall auch nur aus zweiter Hand bekannt. Jedenfalls war dieser Thakur eine Zeitlang der Schrecken Londons. Er gehörte einer Sekte von indischen Einwanderern an, die hier in England ihre Sitten und Gebräuche aus dem Heimatland fanatisch weiterpflegten. Höchst bedenkliche Sitten und Gebräuche waren das. Im Dienst irgendeiner Göttin wurden unschuldige Menschen als Opfer dargebracht. Diese furchtbaren Tötungen pflegten die Sektierer mit einem zur Schlinge geknüpften Tuch vorzunehmen. Schließlich kam die Polizei den Killern auf die Spur. Der Anführer Govind Thakar und noch ein paar andere wurden gehängt, und damit hatte der unselige Spuk ein Ende.«
Damona hatte gespannt zugehört. »Die Schlinge des Todes«, sagte sie gedankenvoll. »Davon sprach das Mädchen.«
»Ich habe es auch gehört«, bestätigte Mike. »Aber sie erwähnte auch noch etwas anderes. Das Kabinett! Was mag sie damit gemeint haben?«
»Keine Ahnung!«
Mike blickte auf Caroline Abbot, die noch immer ohnmächtig auf dem Bett lag.
»Vielleicht solltest du gleich noch mal dein Glück versuchen«, schlug er vor.
»Kommt nicht in Frage«, lehnte Damona ab. »Die Anstrengung, sich dem ihr aufoktroyierten Hypnoblock zu widersetzen, wäre zu groß für sie. Sie könnte daran psychisch zerbrechen. Ich habe nicht das Recht, ein solches Risiko einzugehen. Aber vielleicht kommen wir auch so weiter.«
»Und wie?«
»Caroline sprach auch von einem Grab. Sie könnte das Grab dieses Thakur gemeint haben!«
»Das halte ich für sehr gut möglich.«
»Wir werden versuchen, das Grab zu finden«, sagte Damona entschlossen.
»Und was versprichst du dir davon?«
»Ich weiß nicht. Aber wir müssen unter Umständen damit rechnen, daß Govind Thakur von den Toten auferstanden ist. Unter gewissen magischen Voraussetzungen ist das möglich.«
Vor gar nicht langer Zeit hätte Mike solche Worte als Phantasterei abgetan. Inzwischen aber wußte er, daß es die Dimension der Finsternis wirklich gab. Dämonen, Vampire – waren keine Hirngespinste. Seit er Damona kannte, wußte er, daß die Realität schrecklicher als die blühendste Phantasie sein konnte.

Caroline Abbot fing an, sich zu regen. Kurz darauf öffnete sie die Augen und setzte sich unsicher aufrecht.

»Was… was ist passiert?« fragte sie irritiert.

»Nichts weiter«, antwortete Mike. »Sie sind nur ein bißchen ohnmächtig geworden.« Es blieben zwar noch manche Fragen offen, aber das Mädchen war ohnehin nicht in der Lage, sie zu beantworten.

»Wiedersehen, Miss Abbot«, sagte sie. »Uns was Mr. McGuinness angeht… Machen Sie sich keine Sorgen um ihn. Es bestehen gute Aussichten, daß er bald wieder frei ist.«

Endlich kam das Mädchen auf den Gedanken, sich zu erkundigen, wer sie überhaupt waren. »Polizei?« vermutete sie.

»Ja«, nickte Mike, »Special Department. Machen Sie es gut, Miss Abbot.«

Ohne der jungen Frau Gelegenheit zu weiteren Fragen zu geben, gingen Damona und Mike. Sie waren sich schnell einig, den Namen des Mädchens bei Scotland Yard vorerst gar nicht ins Gespräch zu bringen.

»Und nun?« fragte Mike, als er den Motor des Porsche anließ.

»Zum Friedhof«, antwortete Damona.

Mike lachte auf. »Weißt du, wieviele es davon in London gibt? Zwei Hände reichen bei weitem nicht aus, sie alle aufzuzählen.«

»Scherzbold!«

Die Organisation des King Konzerns mußte wieder herhalten. Der Erfolg blieb nicht aus. Damona und Mike erfuhren nicht nur, daß der indische Fanatiker auf dem Southern Cemetery beerdigt worden war. Ein leitender Mann von der Friedhofsverwaltung wartete bei ihrem Eintreffen bereits auf sie, um ihnen die letzte Ruhestätte Thakurs persönlich zu zeigen.

Der Mann hieß Maddox und sah eigentlich gar nicht aus wie jemand aus der Trauerbranche. Man hätte ihn viel eher für einen Staubsaugervertreter halten können. Jedenfalls war er genauso geschwätzig wie ein solcher.

Während sie zu dritt die stillen Wege zwischen den Gräbern entlangschritten, löcherte Maddox die Besucher mit ständigen Fragen.

Er wollte natürlich unbedingt wissen, warum sich Damona und Mike für das Grab des hingerichteten Mörders interessierten.

»Glauben Sie an eine Leben nach dem Tode, Mr. Maddox?« fragte ihn Damona.

»Sicher«, lachte Maddox pietätlos. »Steht ja schließlich in der Bibel, oder?«

»Ich meinte das eigentlich wörtlich!«

Das irritierte den Friedhofsmenschen dann doch etwas. »Ist das Ihr Ernst?«

»Lassen wir uns an Ort und Stelle überraschen«, gab Mike

ausweichend zurück.

Die Grabstätte des Inders lag in einer ziemlich abgelegenen Kante des Friedhofs. Möglicherweise war sie Toten vorbehalten, die zu Lebzeiten außerhalb der Gesellschaft gestanden hatten.

Maddox holte einen Plan hervor und studierte ihn.

»Gar nicht so einfach, das richtige zu finden«, meinte er. »Die Gräber hier sind zum größten Teil schon recht alt.«

Das sah man den Gräbern auch an. Umgestürzte Kreuze und viel Unkraut zeigten einen erschreckenden Grad von Lieblosigkeit an.

»Kümmert sich hier niemand um die Gräber?« fragte Damona mit einer gewissen Entrüstung.

Maddox zuckte die Achseln. »Normalerweise ist das Sache der Angehörigen. Wir sind personell unterbesetzt. Erst vor wenigen Tagen ist einer unserer Totengräber einfach abgehauen. Was sollen wir also machen?«

Er blickte wieder auf seinen Plan. »Nummer 715«, murmelte er.

»Gleich müßten wir es haben. Hier entlang.«

Wenig später standen sie dann vor der letzten Ruhestätte des indischen Mörders.

Damona zuckte zusammen, als sie das Grab sah. Und Mike ging es nicht anders.

Ganz im Gegensatz zu den umliegenden Gräbern bestand die Oberschicht aus feuchten Erdreich. Und dieses war keineswegs eben aufgerichtet worden. Alles sprach dafür, daß das Grab ziemlich hastig zugeschaufelt worden war.

Nachdem es irgend jemand vorher geöffnet hatte!

Damona und Mike tauschten einen Blick, der alle ihre Gedanken ausdrückte.

»Ich werde verrückt«, murmelte Mike.

»Der Kerl ist wirklich…« Er unterbrach sich, denn die Worte waren eigentlich nicht für den Mann von der Friedhofsverwaltung bestimmt.

Offenbar hatte Maddox auch gar nicht zugehört. Ungläubig starrte er auf das Grab.

»Möchte wirklich gerne wissen, wer hier gebuddelt hat«, sagte er schließlich. Mit bewölkter Stirn sah er Damona und Mike an. »Der Begrabene wird doch nicht wirklich von den Toten auferstanden sein?« Er lachte heiser auf. »Quatsch! Schließlich sind wir ja hier nicht im Horrorfilm!«

Mike drehte eine kleine Runde um das Grab. Und dabei machte er eine Entdeckung. In einem Gesträuch lag eine Schaufel. Frisches Erdreich, das am Metall klebte, ließ erkennen, daß sie erst kürzlich benutzt worden war. Unwillkürlich atmete Mike auf. Thakur war also nicht aus eigener Kraft dem Grab entstiegen. Ein Außenstehender war mit ganz herkömmlichen Mitteln zu Werke gegangen.

Auch Maddox sah sichtlich erleichtert aus, als Mike mit der Schaufel kam. Sein ins Wanken geratenes Weltbild war schlagartig wieder in Ordnung.

»Unverschämtheit!« schimpfte er. »Da hat doch glatt einer das Grab geschändet. Was es heutzutage nicht alles gibt!« Ärgerlich schüttelte er den Kopf.

Damona gab Mike mit den Augen einen Wink, dessen Sinn dieser auf Anhieb begriff. Er packte die Schaufel mit festem Griff, trat an das Grab heran und fing an zu graben.

»Halt«, sagte Maddox energisch. »Das können Sie nicht machen!«

Mike wandte sich um. »Warum nicht?«

»Es ist verboten. Die Ruhe der Toten ist gesetzlich geschützt!«

Mike zog die Mundwinkel nach unten. »Das hätten sie dem sagen sollen, der vor uns hier gewesen ist.«

Damona schaltete sich ein. »Es besteht die Möglichkeit, daß irgend jemand den Leichnam ausgegraben und mitgenommen hat!«

»Warum sollte das jemand tun?«

»Warum sollte hier jemand graben?« beantwortete Mike Maddox Frage mit einer Gegenfrage.

»Ja, ja.«, sagte der Friedhofsangestellte. »Es ist trotzdem verboten. Wir brauchen eine richterliche Genehmigung, um einen Toten zu exhumieren.«

Damona kannte ein Mittel, mit dem man manche Vorschrift außer Kraft setzen konnte. Sie öffnete ihre Handtasche und entnahm ihr einen Barscheck.

»Fünfhundert Pfund?« fragte sie unschuldig.

Maddox sperrte Mund und Nase auf. »Fünf… hundert Pfund?«

»Eine ganze Masse Geld, was?« meinte Mike. »Und wenn man bedenkt, daß das Grab sowieso schon geschändet wurde…«

Maddox blickte sich nach allen Seiten um. Kein Mensch war in Sicht.

»Fangen Sie schon an!« sagte er dann hastig.

Während Maddox seinen Scheck kassierte, machte sich Mike an die Arbeit. Es war nicht sehr mühevoll, ein Loch zu graben. Das Erdreich war nur locker aufgeschüttet und setzte der Schaufel keinen Widerstand entgegen. In kürzester Zeit hatte Mike schon einen beachtlichen Haufen abgetragen.

Dann stieß er mit der Schaufel auf etwas Sperriges. Konnte das schon der Sarg sein? Nein, so tief war er eigentlich noch nicht.

Nach kurzem Zögern grub er weiter. Wenig später fiel ihm vor Schreck die Schaufel aus der Hand. Er hatte das Hindernis freigelegt.

Es war ein Mensch!

Und dieser war allerhöchstens zwei, drei Tage tot!

Maddox war völlig entsetzt. »Das… das gibt es doch nicht!« stammelte er.

»Kennen Sie den Mann?« fragte Mike schwer atmend.

»Ja! Es ist Elvin Jones!!«

»Und wer ist Elvin Jones?«

»Der verschwundene Totengräber, von dem ich vorhin sprach«, sagte Maddox fassungslos.

Alle drei hielten es jetzt doch für besser, eine polizeiliche oder richterliche Genehmigung einzuholen, bevor die Grabungsarbeit fortgesetzt wurde.

***

Oberinspektor Watkins war nahe daran, dem Wahnsinn anheimzufallen. In seiner langjährigen Dienstzeit hatte er viel erlebt. So etwas wie im Augenblick jedoch noch nie.

Es gab einen weiteren Toten, einen Ladenbesitzer namens Ram Kumar, den man erdrosselt in seinem Geschäft aufgefunden hatte.

Der Mord an sich war im Grunde genommen nichts Ungewöhnliches. In einer Millionenstadt wie London wurde fast täglich ein Mensch umgebracht, manchmal sogar mehrere an einem Tag. Und in gewissen Gegenden lebten insbesondere Geschäftsinhaber recht gefährlich. Eine Tatsache aber stellte diesen Mord ebenso außerhalb des üblichen Rahmens wie die Morde an dem jungen Liebespaar im Hyde Park und der Prostituierten Jane Baker: Auch im Laden Ram Kumars hatte man seltsame Spuren gebunden.

Wachsspuren!

Watkins konnte an Ort und Stelle nichts mehr tun. Er überließ die weitere Arbeit dem Erkennungsdienst und kehrte nach Scotland Yard zurück.

Nicht nur die unbegreiflichen Wachsspuren, die den drei Morden etwas Geheimes gaben, beschäftigten ihn. Da war noch etwas, worüber er sich das Hirn zermarterte: die Todesart des indischen Geschäftsmanns.

Ram Kumar war nicht mit der blanken Hand oder einem Strick, sondern mit irgendeinem Stoffetzen erdrosselt worden. Das hatten die Spurensucher unzweideutig festgestellt. Dabei hatte sich etwas Hartes gegen seinen Kehlkopf gepreßt und den Tod verursacht.

Watkins war schon verdammt lange bei Scotland Yard. Viele Mordfälle hatte er selbst bearbeitet oder in den Akten vom Kollegen studiert. Und deshalb wußte er ganz genau, daß es Parallelen zu dem Mord an dem Inder gab. Vor Jahren hatte es Fälle gegeben, in denen Menschen auf dieselbe Art und Weise umgebracht worden waren.

Und dann hatte er es auf einmal…

Die Shaiva-Sekte!

Natürlich, wieso war er nicht sofort daraufgekommen?

Er selbst war noch ein junger Hüpfer im Polizeidienst gewesen, als

die indische Killersekte ihr Unwesen in London trieb. Im Namen der Göttin Durga töteten sie ihre Opfer durch ein kunstvoll geschlungenes Tuch, das als Mordwaffe benutzt wurde.

Govind Thakur, das war der Name des Anführers der fanatischen Killer gewesen, er erinnerte sich jetzt ganz genau.

Und nun war jemand aufgetaucht, der auf dieselbe Weise tötete wie damals Thakur und seine Sektierer!

Ein unheimliches Gefühl ergriff Besitz von Watkins. Was, zur Hölle, ging zur Zeit nur vor? Die Geister längst vergessener Mörder schienen wach geworden zu sein – Govind Thakur, Kev Shackleton, Jack the Ripper… Welche Wahnsinnigen gefielen sich darin, ihre verruchten Vorbilder detailgetreu zu imitieren?

Dieser McGuinness war der Schlüssel zur Lösung des Rätsels, darüber war sich Watkins im klaren. Nur kam man nicht an den Mann heran. Er schien wirklich Gedächtnislücken zu haben und die Amnesie nicht nur vorzutäuschen. Außerdem kam er als Mörder der vergangenen Nacht nicht in Frage. Er besaß ein Alibi, das hiebund stichfest war. Dennoch – in seinem gestörten Erinnerungsvermögen mußte die Lösung liegen.

Watkins entschloß sich, McGuinness nochmals zu verhören. Der Mann war der einzige konkrete Anhaltspunkt, auf den er sich stützen konnte. Und irgendwie mußte er schließlich weiterkommen.

Gerade wollte Watkins sein Büro verlassen, als das Telefon auf seinem Schreibtisch anschlug.

Der Oberinspektor hatte fast Angst, den Hörer hochzunehmen.

Nicht noch ein Mord, bitte! sagte er zu sich selbst.

Und doch war es wieder eine Mordmeldung. Ein Totengräber namens Elvin Jones war tot aufgefunden worden.

Im Grab Govind Thakurs…

Watkins lachte.

Es hörte sich in seinen eigenen Ohren verdammt hysterisch an.

***

Erst jetzt erfuhren Damona und Mike von Oberinspektor Watkins, daß es in der vergangenen Nacht eine ganze Mordserie gegeben hatte. Sie waren echt erschüttert.

Und genau wie Scotland Yard begriffen auch sie sehr schnell, daß es in allen drei Fällen einen Zusammenhang gab.

Das Mädchen Jane Baker hatte durch das Messer Jack the Rippers den Tod gefunden. Das Liebespaar war mit der Pistole Kev Shackletons erschossen worden. Beide Mordwaffen waren vorher von dem unter Hypnoseeinfluß stehenden McGuinness beschafft worden, möglicherweise in Zusammenarbeit mit einem gleichfalls hypnotisierten anderen Mitglied seines spiritistischen Zirkels.

Und der indische Geschäftsmann Kumar?

»Ich kann mir denken, warum dieses Grab aufgegraben wurde«, sagte Damona. »Und ich glaube, ich weiß auch, wer es getan hat!«

Zusammen mit Mike, mehreren Friedhofsangestellten, Oberinspektor Watkins und ein paar anderen Polizeibeamten stand sie am Grab Govind Thakurs und sah zu, wie zwei Totengräber Mikes unterbrochene Arbeit fortsetzten.

»So?« Watkins blickte sie von der Seite an. »Na, dann verraten Sie mir es doch mal, Miss King!«

»Hugh McGuinness hat hier gegraben und den Totengräber Jones in die Grube geworfen.«

»Und warum?«

»Aus den gleichen Gründen, aus denen er Jonathan Singleton und Sie überfallen hat. Um Govind Thakurs Mordwerkzeug in seinen Besitz zu bringen!«

»Dieses Tuch?«

»Ja«, sagte Damona. »Ich kann es natürlich nicht beschwören, aber ich wette, daß das Tuch seinerzeit mit Thakur begraben wurde. Können Sie das feststellen?«

»Wohl kaum«, erwiderte der Oberinspektor mürrisch. »Aber wenn Sie es sagen…«

Der nicht gerade freundliche Unterton war Damona keineswegs entgangen. Und Watkins lieferte auch ein paar Augenblicke später die Begründung dafür.

»Wissen Sie was, Miss King?« sagte er. »Wenn Sie nicht eine so hochgestellte Persönlichkeit in unserem Gesellschaftsleben wären und eigentlich über jeden Zweifel erhaben sind, dann würde ich jetzt auf der Stelle einen Haftbefehl gegen Sie beantragen!«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Weil Sie der Polizei – mir also – wichtige Informationen unterschlagen! Sie stecken viel tiefer in der ganzen irrsinnigen Angelegenheit drin, als Sie zugeben. Sie sind McGuinness auf die Spur gekommen! Sie waren vor mir an diesem Grab, obwohl Sie angeblich vom Tode des indischen Geschäftsmanns noch gar nichts wußten. Und Sie stellen gewagte Theorien auf, die aber sehr wohl zutreffend sein können. Wie machen Sie das, frage ich Sie? Wie sind Sie auf McGuinness und Thakur gekommen?«

Damona konnte ihm unmöglich die Wahrheit sagen, denn dann hätte sie das Geheimnis ihrer magischen Talente preisgeben müssen.

Und das kam unter gar keinen Umständen in Frage. Außerdem wäre die Wahrheit bei Watkins ohnehin nur auf staunende Ungläubigkeit gestoßen. Die Mentalität von Polizisten sprach auf übersinnliche Phänomene nicht sonderlich gut an.

Wieder einmal zog sie sich mit vagen Ausflüchten aus der Affäre,

redete von spontanen Eingebungen und schlichtem Zufall.

Natürlich glaubte ihr der Oberinspektor kein Wort. Aber was sollte er machen? Wie er schon sehr richtig festgestellt hatte – die Herrin des King Konzerns behelligte man nicht so leicht mit etwas so Profanem wie einem Haftbefehl, der nicht hundertprozentig gerechtfertigt war.

Es dauerte nicht mehr lange, dann waren die beiden Totengräber mit ihrer Arbeit fertig. Der Sarg des hingerichteten Sektenmörders lag frei, genauer gesagt, die noch verbliebenen Fragmente des Sargs, an denen der Zahn der Zeit unerbittlich genagt hatte. Aber auch so war festzustellen, daß sich erst kürzlich jemand an der hölzernen Hülle zu schaffen gemacht hatte.

Auf Anordnung des Oberinspektors wurde der brüchige Sargdeckel entfernt.

Den Betrachtern bot sich ein wenig schöner Anblick, auf den insbesondere Damona gut verzichten konnte. Sie trat ein paar Yards zurück und widmete ihre Aufmerksamkeit lieber den Blüten eines Ginsterstrauchs.

Sie erfuhr auch so, was sie wissen wollte. Die Gebeine Thakurs ruhten nach wie vor in der Erde. Auch sein noch erstaunlich gut erhaltenes Totenhemd war noch vorhanden. Das Tuch jedoch, von dessen Existenz Damona überzeugt war, fehlte.

Mike trat an ihre Seite.

»Wenigstens steht jetzt fest, daß dieser Thakur nicht leibhaftig von den Toten auferstanden ist«, sagte er so leise, daß keiner der Umstehenden es mitbekommen konnte.

Damona nickte. »Das erspart uns immerhin die Arbeit, auch die Gräber von Jack the Ripper und Kev Shackleton zu überprüfen.«

»Sehr beruhigend«, erwiderte Mike nicht ohne Ironie. »Aber wenn es keine lebenden Toten sind, die ihr Unwesen treiben – wer ist dann für die makabre Mordserie verantwortlich? McGuinness und Freunde können wir ja wohl ausschließen.«

»Ja.«

Damona scharrte gedankenvoll mit dem Fuß auf dem Kiesweg herum.

»Mein Gefühl sagt mir, daß die drei toten Mörder dennoch die Verbrechen begangen haben«, fuhr sie dann fort.

»Direkt oder indirekt?«

»Direkt, fürchte ich! Entweder sie haben das Bewußtsein irgendwelcher Menschen unterjocht und morden durch diese. Oder aber…«

»Ja?«

»Oder aber sie haben sonst irgendwie Gestalt angenommen. Es gibt da nämlich ein unheilvolles magisches Gesetz, auf das ich kürzlich in einer antiken Schrift gestoßen bin.«

Gespannt hing Mike an ihren Lippen. »Wie lautet dieses Gesetz?«
»Es wird vor allem von Naturvölkern angewandt, die der Magie noch viel stärker verbunden sind als wir aufgeklärten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts«, sagte Damona. »Sie formen aus Holz oder Ton Ebenbilder ihrer Ahnen. Und wenn diese Ebenbilder dann mit einem Gegenstand in Berührung gebracht werden, der im früheren Dasein der Toten eine entscheidende Rolle gespielt hat, dann können sie unter gewissen Umständen zu neuem Leben erwachen.«
Mike pfiff durch die Zähne. »Diese Gegenstände – das könnten in unserem Fall die Mordwerkzeuge der drei Ungeheuer in Menschengestalt sein! Jack the Rippers Messer, Kev Shackletons Pistole und die Todesschlinge des Inders.«
»Ja, so könnte es sein«, gab ihm Damona recht.
»Aber wer, zum Teufel, sollte Ebenbilder von den drei Bestien geschaffen haben?«
»Wenn wir das nur wüßten!« seufzte Damona.

***

Es war Nachmittag geworden.
Damona und Mike waren in ihre Penthousewohnung zurückgekehrt. Damona, die sich nicht zu schade war, selbst zu kochen, bereitete in der Küche einen Imbiß zu, der den versäumten Lunch ersetzen sollte.
Unterdessen saß Mike in einem gemütlichen Ohrensessel und strapazierte seine kleinen grauen Zellen. Der Whisky, den er dabei trank, sollte selbigen ein bißchen auf die Sprünge helfen.
Ebenbilder! dachte er immer wieder. Was gab es schon für Ebenbilder von einem Menschen?
Spiegelbilder waren Ebenbilder, die besten, die man sich vorstellen konnte. Trotzdem kamen sie natürlich nicht in Frage. Spiegelbilder waren substanzlos. Sie konnten ganz bestimmt nicht losziehen und Morde begehen.
Draußen senkte sich inzwischen die Dämmerung über die Themse.
Man konnte langsam Licht machen.
Mike erhob sich aus dem Sessel. Zu dieser Stunde pflegte er auf King’s Castle den Kamin anzuzünden. Aber hier in der Stadtwohnung gab es keinen Kamin. Anheimelnde Atmosphäre konnte man allenfalls durch Kerzenschein entfalten.
Kerzen! Das Wort explodierte wie eine Bombe in Mikes Kopf. Er ließ sich in den Sessel zurückfallen.
»Damona!« rief er laut.
»Ja, was ist denn?« meldete sich seine Freundin.
»Komm mal schnell! Ich glaube, ich habe es!«
Damona erschien in der Tür des Livingrooms, ein Ei in der Hand, das sie gerade in ein Omelett verwandeln wollte.

»Was hast du?« erkundigte sie sich.
»Die Lösung!« Mike deutete auf die dickbauchige Kerze auf dem Couchtisch. »Was ist das?«
Verwundert blickte ihn Damona an. »Willst du mich auf den Arm nehmen? Das ist eine Kerze, was sonst?«
»Und woraus besteht eine Kerze?«
»Im Normalfall wohl aus Wachs, oder?«
»Der Kandidat hat zehn Punkte«, lobte Mike. »Und er kann noch mal so viel verdienen, wenn er mir sagt, was man aus Wachs außerdem noch machen kann!«
»Aus Wachs?« Damona setzte eine nachdenkliche Miene auf und überlegte. »Figuren!« stieß sie dann auf einmal hervor. »Aus Wachs kann man auch Wachsfiguren fertigen.«
»Und die stellt man…«
»… in ein Wachsfigurenkabinett!« Damona ließ das Ei fallen.
»Mensch, Mike – das ist wirklich die Lösung. Caroline Abbot sprach von einem Kabinett!«
»Eben, eben! Genau in diese Richtung gingen auch meine Gedanken.«
Damona setzte sich ebenfalls in einen Sessel. Das Ei, das sich weiß und gelb auf dem Teppich erging, hatte sie vollkommen vergessen.
»Wenn die drei Mörder als belebte Wachsfiguren durch die Gegend laufen«, dachte sie laut, »dann müßten sie eigentlich Spuren hinterlassen haben.«
»Yeah«, machte Mike.
Er griff nach dem Telefon, wählte die Nummer von Scotland Yard.
»Wenn jemand drei Mordfälle aufzuklären hat, wird er ja wohl nicht Feierabend machen wie ein Mauerer«, spekulierte er.
Scotland Yard meldete sich.
»Geben Sie mir bitte Oberinspektor Watkins.«
Watkins hatte noch keinen Feierabend gemacht. Mike war wenig später mit ihm verbunden.
»Hunter hier. Eine Frage, Oberinspektor!«
»Und zwar?« grunzte Watkins.
»Haben Sie bei ihrer Spurensuche an den drei Tatorten Wachs gefunden?«
»Ja, ja, das haben wir!«
»Sie verdammter Idiot!« brüllte Mike wütend in die Muschel.
»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«
»Erlauben Sie mal«, entrüstete sich Watkins. »Was glauben Sie eigentlich, wen Sie vor sich haben? Ich bin keiner Ihrer Angestellten!«
»’tschuldigung, war nicht so gemeint. In Ordnung, das war es, was ich wissen wollte.«
»Warten Sie!« rief der Oberinspektor. »Wenn Sie es nicht von uns erfahren haben – vorher wissen Sie dann von den Wachsspuren?«

»Kombinationsgabe«, sagte Mike, »reine Kombinationsgabe.«

Dann legte er auf.

»Es stimmt also«, rekapitulierte Damona. »Die drei Bestien aus dem Jenseits haben ihre Wesenheit in Wachspuppen versetzt.«

»Fragt sich nur, in welche«, überlegte Mike. »Wie viele Wachsfigurenkabinette gibt es in London? Mir fällt eigentlich nur eins ein: Madame Tussaud's.«

»Das könnte in Frage kommen. Madame Tussaud's ist in jedem Fall das bekannteste und wahrscheinlich auch das größte Kabinett. Die Aussichten, daß alle drei Mörder dort verewigt wurden, dürften ziemlich gut stehen.«

Mike blickte auf seine Armbanduhr. »Wann machen derartige Etablissements dicht – um sechs?«

»Ruf doch einfach mal an.«

Mike schnappte sich das Telefonbuch und suchte die Nummer von Madame Tussaud's heraus. Dann rief er an und bekam auch jemanden an den Apparat.

»Wann schließen Sie?« erkundigte er sich.

»Um neunzehn Uhr.«

»Fein«, sagte Mike, »dann käme ich ja noch zurecht. Äh, ich bin besonders an berüchtigten Verbrechern interessiert. Damit können Sie doch dienen, nicht wahr?«

Der Mann am anderen Ende der Leitung schien leicht pikiert. »Wir sind ein seriöses Haus, Sir! Unser Hauptaugenmerk gilt bedeutenden Persönlichkeiten der gegenwärtigen und vergangenen Zeitgeschichte.«

»Sicher, sicher. Aber einen Mann wie Jack the Ripper haben Sie doch zu bieten, nicht wahr? Und Kev Shackleton sowie Govind Thakur doch wohl auch!«

»Tut mir leid, Sir, aber solche billige Sensationsmache überlassen wir lieber unseren Nachahmern«, erwiderte der Mann würdig.

»Wenn Sie sich vielleicht dort bemühen würden?«

Schon wollte er das Gespräch beenden. Im letzten Moment konnte ihn Mike noch daran hindern und nach der Konkurrenz fragen.

Hörbar widerwillig gab der Angestellte von Madame Tussaud's Auskunft.

»Niedere Instinkte lassen sich am besten im Gruselkabinett der Madame D. befriedigen. Von Kunst keine Spur, aber… Nun ja, über Geschmack läßt sich nicht streiten. Gehen Sie zu Madame D. Dort können Sie sich dann exklusiv auch an den drei vorgenannten Gewalttätern ergötzen. Guten Tag, Sir!«

Zufrieden legte Mike den Hörer auf die Gabel zurück.

»Madame D.«, informierte er Damona. »Das Spezialkabinett für Sadisten und ähnliche Primitivlinge!« Er grinste. »Der Laden scheint besser zu laufen als der Madame Tussaud's. Sonst wäre der Knabe

sicherlich nicht so ungnädig gewesen.«

Damona nahm sich nicht mehr die Zeit, ihre Aufmerksamkeit wieder dem Omelette zu schenken. Ihr und Mikes Magen würden heute noch etwas warten müssen.

***

Es war achtzehn Uhr dreißig durch, als Damona und Mike vor dem Gruselkabinett der Madame D. standen. In der Kassenloge saß eine ältere Frau, die sie mißmutig musterte.

»Zweimal«, sagte Mike und zückte sein Portemonnaie.

»Jetzt noch?« meinte die Frau. »Wir schließen gleich. Kommen Sie lieber morgen, damit es sich lohnt.«

»Ach, wissen Sie, wir wollen uns eigentlich nur einen kleinen Überblick verschaffen. Und dazu reicht es bestimmt noch.«

Die Frau hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. »Ist ja Ihr Geld, Mister.« Sie griff nach der Ticketrolle und riß zwei Karten ab.

»Hundertachtzig macht es dann.«

Mike gab ihr zwei Pfund. »Stimmt so. Wo geht's lang?«

»Immer geradeaus, Mister.«

Geradeaus befand sich eine breite Tür, die von einem jungen Mann mit roter Schirmmütze bewacht wurde. Der Angestellte riß ihre Tickets ab und öffnete die Tür.

»Wo finden wir denn die Killer?« wollte Mike wissen.

Ein breites Grinsen des Mützenträgers war die Antwort. »Wir haben hier nur Killer, Mister. Sie kommen ganz bestimmt auf Ihre Kosten.«

Dann waren Damona und Mike drin.

Geheimnisvolles Halbdunkel nahm sie auf. Sie brauchten ein paar Augenblicke, um sich an die Lichtverhältnisse zu gewöhnen. Dann sahen sie, daß sie sich *in* einem kleinen Raum befanden, der von mehreren Indianern bevölkert wurde. Die grell geschminkten Rothäute umringten, Tomahawks schwingend, einen Marterpfahl, an dem ein weißer Mann festgebunden war. Der arme Kerl ließ mehrere schreckliche Wunden erkennen. Dazu ertönten wüstes Geheul und entsetzliche Stöhnlaute. Ein Schild klärte den Betrachter darüber auf, daß er hier ›Greuel im Wilden Westen‹ zu gegenwärtigen hatte.

Damona und Mike gingen gleich weiter. Der Indianerraum mündete in einen anderen, der die ›Greuel des 2. Weltkriegs‹ zur Schau stellte. Bombenexplosionen und Maschinengewehrfeuer lieferten die Geräuschkulisse.

»Mal gespannt, wieviel Greuel wir noch vorgesetzt bekommen«, amüsierte sich Mike. »Die Geschichte hat ja wahrlich genug davon zu bieten.« Es schlossen sich in der Tat noch einige Gruppenszenen mit anonymen Killern aus den verschiedensten Epochen an. Dann nahmen die Wachsfiguren endlich die Gestalten erkennbarer Persönlichkeiten

an. Die sogenannten Kriegsverbrecher präsentierten sich. Stalin, Hitler, und auch Napoleon. Letzterer hätte in einem französischen Kabinett vermutlich in einer anderen Abteilung gestanden.

Dann kamen Sagen- und Legendengestalten – der Blutsauger Dracula, Frankenstein und sein Monster, der Schneemensch Yeti, Azathoth, der blinde Idiotengott aus H. P. Lovecrafts Schauergeschichten.

Und schließlich waren Mike und Damona dort, wo sie hinwollten.

Ein großer, fast saalartiger Raum mit zahlreichen Nischen und Winkeln bot die Mörder gleich zu Dutzenden an.

Mike erspähte das erste ihrer Zielobjekte.

»Da drüben, ein Inder! Könnte gut unser Freund Govind Thakur sein!«

Es war die Gestalt des fanatischen Sektenkillers, wie ein darüber angebrachtes Schild verriet. Gleichzeitig gab das Schild auch noch eine Einführung in das verbrecherische Werk des Mörders. Thakur war gerade dabei, einen anderen Mann mit seiner Todesschlinge zu strangulieren. Indische Tempelmusik untermalte seine ruchlose Tat.

Damona und Mike blieben vor dem Sektenkiller stehen. Aus drei Yards Entfernung – ein Seilquadrat hinderte sie daran, noch näher heranzutreten – betrachteten sie die Schreckensgestalt.

Wie alle anderen Figuren auch war Thakur ganz vorzüglich und realistisch modelliert. Dennoch ließ er in keiner Weise erkennen, daß er etwas anderes war als eine starre Wachsstatue. Kein Funke Leben sprühte. Und auch die naturgetreu nachgebildeten Augen blickten stumpf und tot auf die Betrachter.

»Und wer soll wirklich durch die Gegend geistern und Menschen umbringen?« sagte Mike leise. »Ehrlich gesagt, ich kann mir das kaum vorstellen!«

Damona antwortete nicht. Sie blickte auf das Tuch in den Händen der Figur.

»Mike«, sagte sie schließlich, »sieh dir das Tuch mal ganz genau an!«

Ihr Freund tat es.

»Und fällt dir nichts daran auf?«

Mike zuckte die Achseln. »Der Fetzen ist reichlich zerfleddert und schmutzig. Er könnte mal gewaschen werden.«

»Ja«, sagte Damona, »du hast recht. Aber glaubst du wirklich, daß die Manager dieses Vereins die Figur mit so einem… Fetzen ausstatten würden?«

Mike schluckte. »Du meinst…«

»Ich bin überzeugt davon, daß dieses Tuch bis vor kurzem noch in Govind Thakurs Grab auf dem Southern Cemetery gelegen hat! Deshalb sieht es so verkommen aus. Irgend jemand, Hugh McGuinness möglicherweise, hat das unechte gegen das echte Tuch vertauscht!«

Mike nagte an seiner Unterlippe. »Verdammt noch mal, das müßte

doch zweifelsfrei festzustellen sein. Wenn es wirklich jahrelang unter der Erde gelegen hat, müßte es nach Moder riechen, oder?«

»Das müßte es, ja!«

»Warum überzeugen wir uns nicht?«

Kurz entschlossen kletterte Mike über die Seilabsperrung und ging ganz dicht an die Figur des Mörders heran. Er bückte sich, kräuselte die Nase.

»Sie!« ertönte da in seinem Rücken eine ärgerliche Stimme. »Was Sie da machen, ist nicht gestattet! Haben Sie die Verbotsschilder nicht gelesen?«

Ein Bediensteter des Kabinetts, an seiner roten Mütze erkennbar, war auf der Bildfläche erschienen und funkelte Mike böse an.

Schnell kehrte Mike an die Seite Damonas zurück.

»Entschuldigen Sie, Mister, ich wollte ja nur…«

»Es ist verboten«, unterbrach ihn der Mann. »Und außerdem schließen wir jetzt. Sie sollten langsam Schluß machen.«

Wie um seine Worte zu unterstreichen, wurde das Bimmeln einer Glocke hörbar, die sämtliche Horrorgeräusche des Gruselladens übertönte.

»Wir gehen gleich«, beruhigte Damona den Mann. »Auf ein paar Minuten kommt es doch hoffentlich nicht an. Wo Ihre Ausstellung doch so faszinierend ist!« Gewinnend lächelte sie den Angestellten an.

Dieser brummelte etwas Unverständliches vor sich hin und trollte sich dann wieder.

»Und?« fragte Damona flüsternd.

»Du hattest vollkommen recht«, antwortete Mike. »Der Fetzen riecht tatsächlich modrig!«

»Sehen wir uns die anderen beiden Mörder an«, entschied Damona.

Kev Shackleton stand in geringer Entfernung – eine abstoßend häßliche Figur, die eine Pistole auf ein knieendes, halb entkleidetes junges Paar richtete.

Dem äußeren Anschein nach war auch dieser Unhold nur eine tote Statue aus Wachs. Und seine Pistole? Wahrscheinlich hatte sie kürzlich noch im Kriminalmuseum von Scotland Yard gelegen.

Es hätte Mike gereizt, auch hier eine Geruchsprobe vorzunehmen.

Wenn die Waffe nach Pulver roch, wären die letzten Zweifel beseitigt gewesen. Aber er wollte den Wächter nicht provozieren, der im Hintergrund stand und sie ungeduldig beobachtete.

Einige andere Besucher, die sich noch im Kabinett aufhielten, kamen an ihnen vorbei und strebten dem Ausgang entgegen. Es wurde auch für sie Zeit, den Horrorgestalten Lebewohl zu sagen.

Dennoch gingen sie nicht sofort. Jack the Ripper mußte auch noch in Augenschein genommen werden.

Und da war er auch schon – eine finstere Gestalt, dem der

Modellierer die Mordlust in das wächserne Gesicht geschrieben hatte. Jack the Ripper hielt einer Frau sein gefürchtetes Messer an die Kehle und lächelte teuflisch dabei. Die Klinge des Messers war blutrot.

»Herrschaften, wenn ich dann jetzt bitten dürfte…«

Der Wächter gab zu erkennen, daß seine Geduld zu Ende war.

Wohl oder übel mußten Damona und Mike den Rückzug antreten.

»Komm, schnell!« raunte Damona ihrem Freund zu. Und dann eilte sie auch schon mit beinahe hastigen Schritten davon.

Mike hielt diese plötzliche Eile zwar für übertrieben, folgte ihr jedoch auf dem Fuße.

In der Nähe des Ausgangs machte Damona dann einen Schwenk nach rechts, wo ein schmaler Korridor vom Hauptgang abzweigte.

»Falsche Richtung«, stellte Mike fest. »Wir müssen…«

»Nun komm schon endlich!«

Damona eilte weiter und Mike ging ihr nach. Der Weg führte zur Toilettenanlage.

Und da begriff Mike endlich, auf was sie hinauswollte.

***

Länger als befürchtet mußten Damona und Mike in der Toilettenkabine warten. Fast eine Stunde verging, bis das Licht endlich erlosch.

Mit Fug und Recht konnten sie jetzt davon ausgehen, daß sich kein Mensch mehr in den Räumlichkeiten des Kabinetts aufhielt. Die Angestellten hatten abgeschlossen und Feierabend gemacht.

»So«, sagte Damona befriedigt, »nun wollen wir uns unsere speziellen Freunde mal etwas näher ansehen!«

Sie verließen das WC und traten wieder hinaus in die Gruselräume. Vorsorglich hatte Mike eine leistungsfähige Stablampe mitgenommen. Diese ließ er jetzt aufblinken, denn sonst hätten sie den Weg zurück zu Thakur und Co. kaum gefunden. So aber erreichten sie die Mörderhalle ohne Probleme.

Der Sektenmörder und sein Opfer standen am nächsten. Mike hob die Stablampe und richtete sie auf das Seilgeviert.

Ein erstickter Aufschrei entrang sich seiner Kehle. Und auch Damona fuhr der Schreck in die Glieder.

Govind Thakur war nicht mehr da!

Nur sein stranguliertes Opfer stand inmitten der Seilabsperrung.

»Mein Gott«, flüsterte Mike, »es ist also tatsächlich wahr!«

Damona hatte ihre Schrecksekunde schnell überwunden. »Sie sind Geschöpfe der Finsternis«, sagte sie leise. »Wenn die Sonne sinkt, schlägt ihre Stunde. Sie leben, Mike! Sie…«

Hinter ihnen raschelte es plötzlich. Sie fuhren herum wie von der Tarantel gestochen. Mike riß die Stablampe hoch.

Govind Thakur stand vor ihnen. Sein Gesicht war noch, immer starr wie eine Maske. Aber in seinen Augen leuchtete ein unheiliges Feuer. Und er bewegte sich. Schnell, sehr schnell sogar.

Wie der Kopf einer Schlange flog seine Hand nach vorne. Die mörderische Todesschlinge schnellte auf Mike zu.

»Sterbt, die ihr unser Geheimnis kennt!« gellte Thakurs Stimme.

Im letzten Sekundenbruchteil schaffte es Mike, sich zur Seite, zu werfen. Die Schlinge verfehlte ihn ganz knapp.

Da griff Damona ein. In der Gefahr brauchte sie keine lange Konzentration, um ihre Hexenkräfte zu mobilisieren. Sie konnte sich ihrer sofort bedienen.

Sie hob die Hand, richtete sie auf den lebendig gewordenen Unhold. Ein magischer Blitz löste sich von ihren Fingerspitzen und traf Thakur wie ein glühender Schwertstreich.

Für eine Sekunde war der Horrorsaal in strahlendes Licht getaucht. Deutlich war zu sehen, was mit dem Sektenkiller geschah.

Der sengenden Hitze der Blitzentladung hatte er nichts entgegenzusetzen. Sein Körper verging, schmolz dahin wie das Wachs einer Kerze, verwandelte sich innerhalb weniger Herzschläge in eine formlose Masse, die amorph auseinanderlief und zu einem grotesken Gebilde erstarrte. Der jenseitige Lebensfunke Govind Thakurs war erloschen.

»Ja«, schrie Mike begeistert, »zeig diesen Scheusalen, was du kannst, Damona. Zeig ihnen…«

Das Krachen eines Schusses riß ihm das Wort von den Lippen. Damona stieß einen Wehlaut aus. Dann hörte Mike, wie sie zu Boden stürzte.

Er mußte Shackleton gewesen sein, der auf Damona geschossen hatte, Mike ließ die Stablampe kreisen, schnell, aber doch kontrolliert.

Und da erfaßte der Lichtkegel den wahnsinnigen Sexualmörder auch schon. Er stand nur wenige Schritte entfernt und legte soeben mit der Pistole auf Mike an.

Wieder war Mike gerade noch schnell genug. Sein instinktiver Sprung nach vorne rettete ihm das Leben. Die Mörderkugel jagte über ihn hinweg und versengte seine Haarspitzen.

Mit einem Schrei stürzte er sich auf Shackleton. Der Mörder kam nicht mehr dazu, erneut seine Pistole abzufeuern. Mike war bereits bei ihm, sprang ihn an wie ein Tiger.

Der Zusammenprall war von großer Heftigkeit. Mike hatte die Empfindung, mit einer Steinmauer zu kollidieren. So fühlte sich der wächserne Körper des Unholds jedenfalls an.

Aber nicht nur er hatte unter dem Zusammenprall zu leiden. Auch Shackleton kam nicht ungeschoren davon. Der Mörder kippte hintenüber und schlug schwer auf dem Boden auf. Die Pistole entglitt

seiner Hand.

Mike war schneller als er wieder auf den Beinen und riß die Pistole an sich.

In diesem Augenblick griff der dritte Killer an. Jack the Ripper stürmte auf Mike los, sein Mordmesser in der Faust.

Mike feuerte, jagte dem Unhold mehrere Kugeln entgegen. Aber der Ripper ließ sich dadurch nicht aufhalten. Bleiprojektile waren nicht in der Lage, seinen wächsernen Körper zu beeinträchtigen.

Abermals rettete Mike nur der Umstand, daß er schneller war als die lebenden Wachsfiguren, deren Bewegungen doch etwas Robotermäßiges anhaftete. Mit einem Satz brachte er sich für den Augenblick in Sicherheit.

Diesen Augenblick nutzte er. Mit ein paar eiligen Schritten lief er auf das unbeweglich dastehende Opfer Thakurs zu, riß der Wachsfigur mit einem kräftigen Ruck die Kleidung vom Leib. Seine andere Hand fuhr gleichzeitig in die Hosentasche und packte sein Feuerzeug.

Im nächsten Moment hatte er den Kleiderfetzen angezündet. Augenblicklich loderte eine grelle Flamme hoch.

Mike spürte selbst einen grausam sengenden Schmerz. Dadurch ließ er sich jedoch nicht aufhalten. Zum äußersten entschlossen warf er sich auf Jack the Ripper, der nicht mehr dazu kam, sein Messer einzusetzen.

Das Feuer des Kleiderfetzens griff auf den Ripper über, fraß sich sofort in seinen Wachskörper.

Vergeblich versuchte der Unhold die Flammen zu ersticken. Auch er schmolz dahin.

Kev Shackleton, der inzwischen ebenfalls wieder auf den Füßen stand, ahnte, welches Schicksal ihm bevorstand. Er ergriff die Flucht.

Aber Mike ließ ihm keine Chance. Mit langen Schritten setzte er dem zum Ausgang fliehenden Killer nach. Während des Laufens riß er einer anderen Figur die Kleidung weg und steckte sie in Brand.

Dann hatte er Shackleton eingeholt.

»Gnade!« schrie der Unhold schrill.

Mike lachte böse auf. »Hattest du jemals Erbarmen mit deinen Opfern, Scheusal?«

Augenblicke später verwandelte sich Ken Shackleton gleichfalls in einen leblosen Wachsklumpen.

Trotzdem konnte Mike keine Befriedigung empfinden. Die Sorge um Damona beherrschte sein ganzes Denken und Fühlen.

Schnell war er wieder dort, wo sie auf dem Boden lag und kniete neben ihr nieder. Er leuchtete ihr mit der Taschenlampe ins Gesicht, sah Blut in ihrem Haar.

»Nein«, schrie er voller Schmerz. »Damona, du darfst nicht…«

Da öffnete Damona die Augen.

Mike fiel kein Stein, sondern ein ganzer Berg vom Herzen. Sie war wieder bei sich! Offensichtlich hatte sie nur einen harmlosen Streifschuß abbekommen.

Damonas Benommenheit klang ab. Ruckartig richtete sie sich auf.

»Mike! Die Unholde… mit Feuer kannst du ihnen beikommen!«

Mike lächelte nur und nahm sie in seine Arme.

ENDE